Ende von vier Jahren Opfertum das große Unglück kam. Die Läufe unserer Gewehre wurden kalt. Wir schmückten sie nicht mit Blumen, denn die anderen hatten gesiegt, und wir waren in die Knie gezwungen. Aber die Herzen blieben heiß, so heiß wie das rote Meer, das um uns geflossen war in den blutüberströmten Schlachten des großen Krieges.

Was hattet ihr aus der Heimat gemacht? Not und Jammer und Sünde und Schmach, wo wir Glück und Leben und Stärke und Ehre zurückließen, als wir auszogen, das Reich zu schützen.

Grau lastete ein kalter Herbst über Deutschland. Kein Lachen klang uns entgegen. Dumpf standen die Menschen an den Straßen und grüßten uns kaum. Eine geschlagene Armee kam betrogen in eine betrogene Heimat zurück.

Jahre steigen auf und steigen ab. Die kalten Gewehrläufe werden abgeliefert und eingestampft, aber die Herzen bleiben heiß und schlagen weiter. Wetter ziehen hoch, und Wetter ziehen ab. Aber kein Blitzstrahl zuckt über den dunklen Himmel des Vaterlandes. Verzweiflung! Wo ist die Kraft dieses Volkes geblieben? Haben wir uns ausgeblutet in Polen und Flandern? Liegen denn alle Männer dieses Reiches begraben?

Eine Fahne steigt hoch. Jung und alt. Siegreiche Farben in neuem Dreiklang. Der unbekannte Soldat faßt diese Fahne am Schaft und trägt sie einem erwachenden Volk voran. Langsam stehen die alten Soldaten auf und ballen die Fäuste, die vier Jahre heiße Gewehrläufe umklammerten.

Ein grausamer Tag wieder. Die Fahne weht. Wohl dem, der zu ihr steht. Auf ihrem roten Tuch brennt ein Wort, das wir vergessen hatten: Ehre! Für die Ehre marschierten wir noch einmal, die wir so oft vier Jahre durch dafür geblutet und geopfert hatten. O Deutschland hoch in Ehren!

Eine Kugel traf mich mitten ins Herz. Kein Franzose zielte so sicher wie der Bruder aus eigenem Volk. Gott nur allein weiß, warum es so sein mußte.

Größer kann die Liebe nicht sein, als wenn einer sein Leben gibt für die Seinen. Denkt immer daran! Nicht für Vergänglichkeit stiegen wir hinauf zu den Toten, sondern für das Unvergängliche, für Deutschland!

Wir grüßen euch, die ihr auf unserem Blute steht und fechtet. Der Himmel gibt einem Volk die Freiheit, wenn es die Freiheit verdient. Gott wird ein Einsehen haben, wenn ihr selbst mit euch ein Einsehen habt.

Steht auf und fordert! Ihr habt das Recht, das wir für euch erwarben: das Recht der Toten an die Lebendigen.

Wenige, aber edle Geschlechter gründen aufs neue das Reich.

Wir haben die Bahn gebrochen. Ihr sollt sie vollenden!

Die Toten marschieren vorwärts, niemals zurück. Die Straßen frei!

Das junge Deutschland ist im Aufbruch! Hinter den Toten! Vorwärts!

5. November 1928.

Die Vorgestrigen

Obwohl sie damals schon von gestern waren, leben sie heute noch: Spießer, Reaktionär und Literat.

Der Spießer: er war damals noch um einige Grade selbstgerechter. Was waren denn schon die Nationalsozialisten? Diese jungen, unreifen Leute werden uns doch nicht sagen wollen, was Politik heißt?

Der Reaktionär: ihm war zu viel Rot in der Hakenkreuzfahne. Dahinter konnte nur verkappter Bolschewismus stecken. Immerhin, revolutionäre Parolen schienen nicht ohne Erfolg zu bleiben. Also proklamierte der Stahlhelm im Herbst 1928 ein schwarzweißrotes Volksbegehren. Er hatte schon einmal gerufen: Hinein in den Staat! Jetzt hoffte er auf eine bequeme Verfassungsänderung. Aber wie wollte er das ohne NSDAP. anfangen? Die Partei dachte nicht daran, mitzumachen.

Der Literat: er ist immer zur Stelle, wenn eine Bewegung radikale Forderungen erhebt. Dann, glaubt er, warte sie auf ihn, auf daß er seine wertvollen Gedanken zum besten gebe. Die Praxis ist nicht sein Fall, auch nicht, den Kopf hinzuhalten. Lieber schlägt er sein Wissen auf wie ein Pfau sein schillerndes Rad. Wo bei anderen die Tat beginnt, fängt bei ihm die Eitelkeit an.

Die Kommunisten haben sich mit Literaten verseucht. In der NSDAP. haben sie sich nie lange wohlfühlen können, denn die Partei hatte nichts für Worte übrig, wenn dahinter kein Charakter stand.

Der Spießer
Fünf Minuten Edelquatsch

„Die Frage ist nämlich die: was macht England? Und nebenbei sind wir ja auch noch da. So leicht kann man uns doch nicht. Wir werden die Sache schon machen. Nur festbleiben, das ist der springende Pol. Bei Amerika haben wir einen Stein im Kreuz, und dann nicht zu vergessen, der Stresemann! Noch zwei Jahre, dann sind wir auf dem Berge. Es geht langsam, aber sicher wieder vorwärts. Das ist es ja: den Fehler hat Bismarck gemacht, daß er, statt mit Amerika zu gehen, Schutzzölle einführte. Hätte er ökonomisch gehandelt, dann wäre alles anders gekommen. Wir hätten die Marneschlacht nicht verloren und den Krieg gewonnen. Überhaupt der Krieg: es hat an der Artillerie gelegen. Mein Vetter war Ordonnanz im großen Hauptquartier. Was der Sachen erzählt! Den müßten Sie mal hören. Der Ludendorff soll schön stillschweigen; da auf Verdun loszurennen ohne Reserven. Den U-Boot-Krieg hätte er ansetzen müssen. Aber so sind wir Deutschen ja, bei uns kommt die Einsicht immer zu spät. Es fehlten damals Männer aus dem Volk. Die haben gefehlt. Dann wäre gar keine Revolution gekommen. Aber so! Das mußte ja schief gehen. Das konnte ja gar nicht ausbleiben. Und immer die Juden! Ich bin auch gegen die Juden. Aber mit dem ganzen Antisemitismus, das ist ja Quatsch! Die Hakenkreuzler haben gut reden. Besser machen! Die ändern auch nichts daran. Und dann immer dieser Krach. Die Hauptsache ist, daß wir Kredite kriegen. Valuta! Was heißt Valuta? Wir brauchen überhaupt keine Valuta! Was wir brauchen, das sind Rohstoffe.

Und mit dem Kaiser. Ich bin auch monarchisch bis auf die Knochen. Aber was haben wir einen Kaiser nötig! Frankreich hat auch keinen Kaiser. Es geht auch so. Wir sollten nur still sein und abwarten. Die werden das da oben schon machen. Immer diese blöde Wählerei! Das untere Volk ist ja gar nicht reif zur Politik. Ich wähle überhaupt nicht mehr. Laß sie machen, was sie wollen. Wenn ich mein Essen und abends mein Glas Bier habe, dann bin ich vollständig zufrieden. Politik? Das ist ja alles Quatsch. Arbeiten müssen wir, sonst bekommen wir plötzlich eine neue Inflation, und dann sitzen wir wieder mitten im Dreck. Warum streiken die Leute? Glauben die vielleicht, das könnte uns helfen? Warum wird dagegen nicht eingeschritten?

Wofür haben wir eine Polizei? Da muß ein Ende gemacht werden. Wenn wir die ökonomische Grundlage nicht steigern, dann hat alles Reden keinen Zweck. Uns fehlen die Zölle. Da liegt die Frage. Entweder — oder ... In der Beziehung kenne ich keine Kompromittierung. Das Brot muß billiger werden. Sonst haben wir in einem Jahr wieder Krieg. Ja, die Sache ist nicht so einfach. Man darf das Kind nicht in den Brunnen werfen. Wenn die Massen keine Vernunft annehmen, dann wird aus Deutschland nichts mehr. Politik allein macht es auch nicht. Steuern erhöhen kann jeder. Aber bezahlen, das müssen wir. Und da frage ich Sie, wo sind die zwei Milliarden geblieben? Auch futsch! Ist das nun eine Inflation oder nicht? Wohnungen werden auch keine gebaut. Wer hat den Vorteil davon? Die Kommunisten! Oder wir vielleicht?

Was uns noch retten kann, das ist ein Mussolini. In Deutschland muß mit starkem Besen gehandelt werden. Sonst läuft die Schweinerei nie zu Ende. Wenn jeder mitquatschen darf, dann soll der Teufel die Wirtschaft retten können. Frankreich, Italien und Belgien, das sind unsere natürlichen Bundesgenossen! Warum fährt der Stresemann nach Dawes und unterschreibt? Der sollte man lieber die Steuern heruntersetzen. Aber für das Volk, da denken die nicht daran. Das ist die Sache! Da kann auch der Hitler nichts dabei machen. Wenn der oben säße, dann würde es auch genau so bleiben wie jetzt. Wir sind doch immer die Dummen. Und gibt man gute Ratschläge, dann soll man die Schnauze halten. Die Karre in den Dreck fahren, das kann jeder. Aber für das Volk sorgen, das ist die Kunst. Das beste ist, man hält sich ganz draus.

Grand mit Vieren! Schneider angesagt!

Prost!"

12. November 1928.

Der politische Bürger

Es geht nicht um jenen Bürger, der morgens zur rechten Zeit aufsteht, in Krieg und Frieden schimpfend seine Zeitung liest, im Büro oder Laden etwas unlustig seine Arbeit tut, abends seinen ewigen Dämmerschoppen baut, sonst aber harmlos ist und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt. Um jenen Bürger, der sowohl als Einzelwesen wie in Massen ebenso harmlos wie ungefährlich ist und

sich jederzeit bereit finden läßt, auf den Boden der Tatsachen zu hüpfen und heute das zu verbrennen, was er gestern angebetet hat. Es geht vielmehr um jenen Typ des politischen Bürgers, der sich mit unzulänglichen Mitteln, halben Charakterkräften, unvollständigem Wissen und erstorbenem geschichtlichem Instinkt in die Bezirke der staatlichen Machtbildung hineindrängt, mitredet und mithandelt, Resolutionen faßt und Taten versäumt, lobt und verdammt, droht und kuscht, erhaben tut und feige sich drückt, wenn es darauf ankommt: es handelt sich um den politischen Bürger.

Was ist das für ein Lebewesen? Er ist der Vertreter und Repräsentant einer historischen Volksschicht, die, innerlich bereits tot, nur noch aus den letzten Zuckungen früherer Lebendigkeiten ihr Scheindasein fristet. Er hat die Auseinandersetzung um die zukünftigen Dinge so undurchsichtig und verwirrend gemacht, weil er aus Mangel an eigenen Ideen und Idealen Ideen und Ideale von neuaufbrechenden Willensbewegungen nimmt, sie zerreißt, zerfetzt, durch falschen Gebrauch abnutzt und dann hohnlachend zum alten Eisen wirft. Der politische Bürger handelt nicht nur nicht — das wäre erträglich und für ihn empfehlenswert —, er hindert auch die Handelnden am Handeln. Er steht überall, wo er auftritt, im Wege, mischt sich ungerufen in die Auseinandersetzungen werdender Jugend hinein, fängt ihre Parolen auf wie fliegende Bälle, entkleidet sie ihrer zukunftbildenden Kraft und gibt sie dann wie entwertete Münze an die Dummen weiter. Er hat den Nationalismus zum Schlagwort des Patriotismus degradiert und bietet ihn heute als Qualitätsware an. Er machte aus dem Sozialismus der Gerechtigkeit eine billige Lehre des Mitleids und der Sentimentalität und hält sie nun auf dem Markte der Jugend schreierisch feil. Er stiehlt unsere Paradoxe und macht sie zu Trivialitäten.

Der politische Bürger ist ein Hindernis auf dem Wege der Zukunft, und deshalb muß er überwunden werden. Je klarer und eindeutiger das ausgesprochen wird und geschieht, um so besser für uns. Der Gegenbeweis des guten Willens ist auf die Dauer nicht stichhaltig, denn erstens werden mit gutem Willen keine Völkerschicksale gemeistert, und zweitens hat er den guten Willen meistens gar nicht, sondern tut nur so, als hätte er ihn, damit man ihn schone.

Der politische Bürger schmeißt sich an jede neue Machtbildung

heran, weil er aus sich allein nichts vermag. Er benutzt jeden aussichtsreichen Versuch zur Zukunft als Krücke, um an ihr in die politische Arena hineinzuhumpeln. Aus eigenem kann er das nicht mehr, um so lieber nimmt er anderen die Kraft weg, um aus gestohlenen Energien weiter seinen politischen Tod zu galvanisieren.

Wir müssen die Augen aufmachen, denn der politische Bürger geht um. Er, der Deutschland tausendmal verriet, verkaufte und verpfändete, ist um den Lohn seines Betruges geprellt worden. Er sucht breite Rücken, über denen er zur Macht kriechen kann. Er kleidet sich in unser Gewand, um uns um so besser übertölpeln zu können. Er sagt, er wolle dasselbe wie wir, um mit uns dasselbe zu wollen, was er bisher mit allen vollbrachte, die sich von ihm mißbrauchen ließen. Aber wir glauben ihm nicht. Wir haben ihm niemals getraut. Er geht wie ein sanftes Schaf. Aber unter dem weißen Pelz steckt ein beißender, machthungriger Wolf.

Wer 1918 kampflos die Throne verließ, hat das Anrecht auf diese Throne verloren. Wer 1923 die deutsche Revolution niederknallte, mit dem kennt die werdende Jugend keine Versöhnung. Wer 1924 zu Dawes ja sagte, dem klopfen wir auf die Finger, wenn er gegen Dawes maulficht. Wer die Fememänner in den Kerkern der Republik verderben läßt, der hat von uns nicht Gnade, sondern ein Gottesgericht zu gewärtigen.

Wir fühlen uns stark genug, allein zu gehen. Wenn der politische Bürger heute noch schneller läuft als wir, so ist das wie bei Kind und Greis; auch der Greis ist behender und flinker als das Kind, aber es dauert nicht lange, dann legt der Greis seine dürren Beine in eine hölzerne Kiste, und dann beginnt das Kind erst auf eigenen Füßen zu stehen.

Wir wollen nicht mit in diese Totenkiste hinein. Wir wollen aus dem Untergang des politischen Bürgertums Kräfte zu zukünftigen Aufgaben finden.

Der politische Bürger muß sterben, damit der politische Deutsche auferstehe!

22. Oktober 1928.

Die Aufgeregten

Jetzt haben wir's. Nun kommt's aber knüppeldick. Die Exzellenzen schlagen auf den Tisch der Republik, und Graf Westarp fängt an, Fraktur zu reden. Das ist ein Tönchen! Den Damen im Kränzchen läuft es eiskalt den Rücken herunter, wenn sie nachmittags beim Kaffee die schwungvollen Reden dieser nationalen Herkulesse lesen. Nun aber wird der Augiasstall ausgemistet. Lange genug haben wir geschwiegen und zu allem ja und amen gesagt. Was zuviel ist, ist zuviel. Man kann uns zwingen, zu Dawes einundfünfzig unserer stolzen Knappen auf ja zu delegieren, man darf uns auf Locarno festlegen und auf Weimar vereidigen, wir sind bereit, unbeschadet unserer monarchistischen Weltanschauung das Republikschutzgesetz anzunehmen, der Verrat an der Aufwertung ist uns eine Messe wert, aber aus den Regierungssesseln herausschmeißen, daß es nur so knallt, lieblos und ohne Entschuldigung, mit einem Hohngelächter obendrein — das darf man uns nicht. Das ist niederträchtig sozusagen. Das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen. Das ist Verrat an unseren heiligsten Idealen. Das, Bürger, muß gerochen werden. Auf, schließt die Reihen!

Volksbegehren!

Was die andern können, das können wir schon längst. Aufstehen und eine Rede halten, voll Schwertgeklirr und Wogenprall! Zwar, die anderen machen ein Volksbegehren und wissen, was sie wollen. Sie haben ein Ziel, und dieses Ziel verfechten sie mit der raffinierten Zähigkeit des Juden. Pardon, Kamerad, der Jude, im Vertrauen gesagt. Ja, ja, die Judenfrage, natürlich im positiven Sinne. Und schließlich muß man doch auch eine Parole haben.

Volksbegehren gegen die Verfassung, die es zuläßt, daß unsere Partei in dieser jammervollen Verfassung ist. Fahneneinmarsch gegen Weimar. Tusch! Hurra! Die nationale Opposition ist in Bildung begriffen. Schon donnert es hinter den Kulissen. Wir haben nun lange genug darauf gewartet, daß die Herren Republikaner auch für uns ein warmes Plätzchen an der Futterkrippe frei machten. Jetzt ist's genug, übergenug. Trompeter, blaset zum Wecken!

Schon wetzen die Schreiblinge in den schwarzweißroten Redaktionsstuben ihre Federn, um das Vaterland zu retten. Parteien und Verbände, von denen bereits der Verwesungsgeruch eines sterbenden

Liberalismus ausströmt, erheben sich noch einmal mühsam vom Sterbelager und flüstern, wie weiland der alte Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!"

Noch einmal werden die verstaubten Theaterrequisiten des bürgerlichen Patriotismus aus der Rumpelkammer hervorgeholt. Die ältesten Exzellenzen takeln sich auf wie zerschlissene Fregatten zur letzten Fahrt und schleppen ihre Kalkhaufen noch einmal zu Deutschlands Ruhm vor eine staunende Öffentlichkeit. Und das Sonderbare, das Merkwürdige, das Überraschende, das Unverständliche, das kaum zu Glaubende: es geht, es geht!

Der Spießer wird aufgeregt und rast in patriotischem Rachedurst. Die geschickten Regisseure des Hurrakitsches haben wieder einmal recht gehabt in ihrer Einschätzung des Wahlpöbels und Stimmviehs. Man kann ihm alles, alles, alles zumuten. Sag heute zu Dawes ja und mach morgen einen Verein gegen Dawes auf: der Bürger glaubt dir. Versprich heute hundertprozentige Aufwertung und sag morgen, es wäre leider ein Irrtum gewesen, der Bürger ist dir darum nicht gram. Schick heute ein Ergebenheitstelegramm nach Doorn und laß morgen dem ehemaligen Kaiser durch deine Minister den Aufenthalt in Deutschland verbieten: der Bürger findet das ganz in der Ordnung.

Heute hinein in den Staat, morgen Haß und Kampf gegen diesen Unstaat. Der Bürger schluckt das alles, wie morgens seine Stulle, wenn er sie in den Kaffee gestippt hat. Der Bürger nimmt das nicht so genau. Er hat für Feigheit und quallenhafte Heuchelei Verständnis — wenn es in der Familie bleibt. Er sagt ja auf Kommando und sagt nein auf Kommando. Er regt sich auf und regt sich ab, je nachdem es die Parteipäpste wollen. Er ist für Dawes und gegen Dawes, für Locarno und gegen Locarno, Monarchist und Republikaner, schwarzweißrot und schwarzrotgold, je nach der Konjunktur. Als Beweis genügt ein Fahneneinmarsch und ein schneidiger Tusch.

Angetreten, ihr Bürger!

Kitzeln Sie mich, ich habe die Absicht, wild zu werden.

8. Oktober 1928.

Hinein in den Staat!

So schreibt der nationale Spießer und watet bis an die Knie im Dreck. Merkt es nicht und will es gar nicht merken, daß das, wo er hinein will, alles andere, nur kein Staat ist.

Der Staat ist die umfassende Form einer Volksgemeinschaft, die auf einem festumgrenzten Raum sitzt und sich im freien Verfügungsrecht über ihre Hoheiten befindet. All diese Merkmale treffen bei der gegenwärtigen deutschen Republik nicht zu. Wir bilden weder eine Volksgemeinschaft, noch leben wir auf einem festumgrenzten Raum, noch genießen wir irgendein Souveränitätsrecht, weder das des Territoriums noch das der Wirtschaft, der Münze und des Verkehrs. Wir sind praktisch auf die unterste Stufe der kolonialen Versklavung herabgesunken, und die Parole des nationalen Bürgers lautete treffender und folgerichtiger: Hinein in die Geldprovinz!

Was wollt ihr da? Wir haben eingesehen, daß es so nicht mehr weitergehen kann. Aber man bessert nicht, wenn man draußen bleibt, sondern nur, wenn man hineingeht und mit Hand anlegt. Kritisieren kann jeder. Aber positiv mitarbeiten, das ist schwer.

Mit Verlaub: Ihr geht also in einen Zustand hinein, von dem ihr wißt, daß er faul ist! Jawohl! Und wollt ihn durch eure eigene persönliche Qualität bessern. Jawohl! Werden sechs faule Eier dadurch genießbar, daß man ein frisches dazuschlägt? Wird ein Glas Essig dadurch zum Burgunder Wein, daß man einen Tropfen roten Rebensaftes hinzugießt? Wird ein fauler Staat dadurch zum Ideal, daß sich ein paar anständige Kerle daran die Finger schmutzig machen?

Kritisieren kann jeder. O nein, noch lange nicht. Schimpfen kann jeder. Kritisieren ist eine Kunst. Kritik ist etwas Aufbauendes, etwas Schöpferisches, wenn sie im rechten Geist gepflegt wird. Positiv mitarbeiten? Das könnte den Herren so passen, damit später, wenn sie die Suppe vollgebrockt haben, wir sie unter ihrem Hohngelächter auslöffeln müssen. Wie viele schon schlitterten auf die schiefe Ebene unter dem Ruf der positiven Mitarbeit? Und alle, alle brachen sie dabei Hals und Beine!

Es gibt keinen Frieden zwischen Verbrechern und Ehrenmännern. Ein Verbrechen bleibt ein Verbrechen, auch wenn es vor zehn Jahren begangen wurde. Helden und Lumpe setzen sich im Kampf auseinander, nicht in loyaler Zusammenarbeit.

Dann geht aber das Volk zugrunde. Das ist noch gar nicht gesagt. Und zudem: Das geht auch so zugrunde; nur folgerichtiger und endgültiger als im andern Fall. Es gibt hier nur ein Entweder-Oder, kein Teils-Teils und kein Sowohl-Als-Auch. Der neue Staatsgedanke duldet nur ein Für oder Wider. Was dazwischen ist, wird zerdrückt werden.

Dann seid ihr also Revolutionäre? Jawohl, das sind wir! Revolution ist ein schöpferischer Akt. Sie ist manchmal nötig, um Luft und Platz zu machen. Was sie zerstört, das wird hundertfältig wieder eingeholt durch die neubelebte Gestaltungskraft eines jungen Staatswesens. Wenn ein Baumeister eine Villa bauen soll an einem Platz, an dem eine alte Scheune steht, dann baut er das Neue nicht über das verfallende Alte. Er reißt die Scheune nieder, und dann beginnt er mit dem Neubau. Die Kolonie muß verschwinden, wollen wir mit dem Staat anfangen.

Dann stimmt das also doch, wenn man euch staatsgefährlich nennt? Man kann nicht staatsgefährlich sein, wenn es keinen Staat gibt. Zeige mir den Staat, dem wir gefährlich werden. Meinst du dieses Jammergebilde? Jawohl, dem sind wir gefährlich. Die Kolonie muß beseitigt werden, um dem kommenden Staat Platz zu machen. Wir sind also nicht staats-, sondern koloniegefährlich. Staatsgefährlich bist du, der du dich schützend vor diesen kolonialen Versklavungszustand stellst und uns daran hinderst, ihm ein Ende zu machen und Raum zu schaffen für einen völkischen Zustand, den man mit Recht Staat nennen kann.

Du bist nicht staatserhaltend, sondern staatsgefährdend. Ich kann nichts erhalten, was gar nicht da ist. Und euer Staat existiert ja nur in der Phantasie von Feiglingen und Schwätzern. Die Parole: „Hinein in den Staat!" ist, wird sie richtig verstanden, eine Kampfparole. Sie sagt nichts weniger als das:

Weg mit der Kolonie! Weg mit den Nutznießern unseres Versklavungselends! Weg mit den Korruptionserscheinungen dieses Zustandes! Her mit deutschen Führern! Her mit dem deutschen Arbeiterstaat! Hinein in ihn! Kampf bis aufs Messer gegen seine Widersacher! Staat oder Kolonie! Das ist der Schlachtruf. Wer für heute ist, der ist für die Kolonie. Wer für morgen kämpft, der will, wie wir, den Staat!

Ist das eure Route, dann marschiert mit uns Seite an Seite.

Ist aber euer Ruf der Ausdruck sklavischer Unterwerfung unter eine Entwicklung, von der ihr meint, daß sie stärker sei als wir, dann werdet ihr uns als unerbittlichen Gegner finden!

23. April 1928.

Der Kampf beginnt?

In Berlin erscheint ein Blatt, „Die Wache am Brandenburger Tor". Dieses Blatt gilt, wie auch sein Untertitel sagt, als „Berliner Stahlhelm-Zeitung". Darin schreibt in Folge 9 der Führer des Berliner Stahlhelms, Major Franz von Stephani, einen Leitaufsatz unter der diesen Zeilen vorangeschickten Überschrift, ohne Fragezeichen. Und unter dieser Überschrift versucht besagter Stahlhelmführer, sich mit dem Nationalsozialismus kritisch auseinanderzusetzen; in einer Weise, die als unzulänglich zu bezeichnen für Herrn Major von Stephani eine unverdiente Schmeichelei bedeutet. Wenn wir ihm darauf eine Antwort geben, so der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Es gilt hier, falsche, verdrehte und schiefe Begriffe über unsere Bewegung richtigzustellen, damit sich in Berliner Stahlhelmkreisen nicht ein verzerrtes Bild über unser Wollen und Wirken festsetzt. Wir nehmen diese Richtigstellung vor mit der Achtung, die wir einem alten preußischen Offizier, der seinem Vaterlande in Ehren gedient hat, schulden, aber auch mit der Deutlichkeit, die wir Menschen gegenüber anzuwenden pflegen, die sich in der Öffentlichkeit ein Urteil anmaßen über Dinge, von denen sie nichts verstehen. Und vom Nationalsozialismus versteht Herr Major von Stephani nicht die Bohne, unter Brüdern gesagt. Das beweist der in Frage stehende Aufsatz.

ad 1. Wenn er behauptet, die Einigung der nationalen Front sei „gerade auf Grund des Stahlhelm-Volksbegehrens auf Änderung der Verfassung erfolgt", so ist einfach das genaue Gegenteil der Fall. Die sogenannte nationale Front ist über das Stahlhelm-Volksbegehren mit ein paar nichtssagenden Redensarten zur Tagesordnung übergegangen und hat sich zur Durchfechtung des Young-Volksbegehrens zusammengeschlossen. Adolf Hitler hat sich dabei offiziell und ausdrücklich, wie auch in seiner Denkschrift, von dem sogenannten Stahlhelm-Volksbegehren absentiert.

ad 2. Wenn der Stahlhelm nicht „auf sein Volksbegehren verzichtet", so ist das seine Sache. Jedenfalls kann er auf Waffenbrüderschaft der NSDAP. dabei nicht rechnen.

ad 3. Auch wir sind davon überzeugt, „daß die Änderung unseres Regierungssystems die Vorbedingung für jeden innen- und außenpolitischen Erfolg ist". Jedoch glauben wir, daß diese Änderung durch ein Aufbessern der Weimarer Fassade — und das bedeutet das Stahlhelm-Volksbegehren im Effekt — eher verhindert als gefördert wird.

ad 4. Herr Major von Stephani meint, man dürfe nicht übersehen, „daß es sich hier (bei der NSDAP.) um eine Partei handelt, die notgedrungen parlamentarisch denken muß und für die der Stimmenzuwachs zur Erlangung möglichst vieler Mandate eine Lebensnotwendigkeit ist". Das ist eine Unterstellung, die wir in angeborener Sachlichkeit nicht näher charakterisieren und kommentieren wollen. Die ganze Geschichte der NSDAP. ist ein einziger grandioser Kampf gegen den Parlamentarismus. Parlamentarisch denken, das heißt sein Fähnchen nach dem Winde drehen, zum Beispiel heute sagen: „Hinein in den Staat!" und morgen: „Wir hassen diesen Staat!" und übermorgen: „Es war nicht so bös gemeint!" Das hat die NSDAP. unseres Wissens nie getan.

ad 5. „Zu den Grundsätzen der Partei, wenigstens wie sie sich in Berlin äußern, wäre allerhand zu sagen." (Allerdings!) „Leider scheint hier der von ehemaligen Anhängern der Sozialdemokratie mitgebrachte Klassenkampf- und Klassenhaßgedanke eine große Rolle zu spielen, und man liebäugelt mit einer Diktatur des Proletariats."

Siehe oben, Sachlichkeit! Wo kann Herr Major von Stephani uns nachweisen, daß wir den Klassenkampf proklamiert haben? Weiß er nicht, wie jedes politische Kind, daß die NSDAP. der aktivste Vortrupp im Kampf gegen den Klassenkampf ist? Wo hat je einer von uns die Diktatur des Proletariats gefordert? Wenn er allerdings unter Klassenkampf die nun einmal notwendige Auseinandersetzung zwischen Geld und Arbeit versteht, den Kampf um die Eingliederung des Arbeitertums in den Bestand der Nation, und zwar auch in wirtschaftlicher Beziehung, dann hat er vollauf recht; dann sind wir eine „Klassenkampf-Partei". Eine Partei, die die entrechtete Klasse schaffendes deutsches Volk befreien will von der Geißel einer kleinen Clique kapitalistischer Parasiten, die sich teils unter roter,

teils unter schwarzrotgoldener, aber teils auch — Gott sei's geklagt — unter schwarzweißroter Flagge geschickt zu verbergen verstehen.

ad 6. „Warum also der Neid auf ein Parteiprogramm? Noch dazu auf ein sozialistisches mit scharfer Einstellung gegen das Privateigentum, wenn es sich einschränkend auch national nennt?" Wir schreiben zitternd vor Wut: siehe oben, Sachlichkeit! Ein sozialistisches! Jawohl! Eins, das in seiner Formulierung scharf antibürgerlich und scharf antimarxistisch ist. Sozialistisch, weil es die soziale Frage nach den Gesetzen der staatlichen Notwendigkeit und Gerechtigkeit und nicht nach den Phrasen bürgerlicher Sentimentalität und Almosengesinnung lösen will. Scharfe Einstellung gegen das Privateigentum? Wo, wann, wie? Beweise? Eigentum ist heilig, wenn es heilig erworben und zum Wohl des Volksganzen verwaltet wird. Ist das bei Börsengaunern, Warenhausramschern, Trustschiebern und Bodenspekulanten der Fall? Scharfe Einstellung! Jawohl! Gegen die Verzerrung des Eigentumsbegriffs, der, wenn heute dem Bürger der letzte Pfennig aus der Tasche gestohlen wird, morgen die Heiligkeit dieses Raubes als Eigentum anbetet.

ad 7. „Und der Kampf gegen die überstaatlichen Mächte? Vor Rom macht er schon halt." Fahr wohl, Burgfriede und Einigkeit. Woher, Herr Major, nehmen sie den Mut, diese ungeheuerliche Unterstellung, die wir bisher nur bei anderen Pfuschern gewohnt waren, beweislos zu wiederholen?

ad 8. „Es wird überall mit Wasser gekocht." Jawohl! Aber es handelt sich darum, ob unter dem Wasser eine Ölfunzel oder eine steile Flamme brennt.

Das war nur eine kleine Blütenlese. Sie rundete nicht das typische Bild dieses — man muß wohl sagen Aufsatzes — wenn sich ihr nicht der Satz anschlösse: „Aber die Kameraden mögen beruhigt sein. Die Führer des Stahlhelms haben durchaus nicht die Absicht, auf ihre eigene Meinung zu verzichten." Worauf alle Kameraden in der Tat beruhigt sind. Es ist wirklich zum Davonlaufen!

Wir setzten hinter die Überschrift dieser Zeilen ein Fragezeichen. Herr Major von Stephani hat die Entscheidung darüber, ob dieses Fragezeichen zu Recht an seinem Platz steht. Er kann ja oder nein sagen. Wir wollen keinen Streit um Nichtigkeiten, aber wenn man unsere Prinzipien angreift, unser Wollen entstellt, unser Programm

verklittert, dann soll er Rede und Antwort haben. Ein Burgfrieden ist gut und angesichts einer historischen Aufgabe vielleicht auch temporär notwendig. Aber wenn uns einer im Zeichen des Burgfriedens in die Flanke fällt, dann tut er das nur einmal ungestraft.

Wir schreiben diesmal mit stumpfer Feder; es ist uns schwergefallen, darüber zu wachen, daß sie nicht ausrutschte. Herr Major von Stephani täte gut daran, von seinen Ausflügen in die Politik, wenigstens was den Nationalsozialismus anbetrifft, künftig Abstand zu nehmen; wo nicht, sich doch mindestens nur auf Wege zu begeben, auf denen er sich auskennt.

Es täte uns leid, wenn er sich das nächste Mal verliefe und Räubern in die Hände fiele.

27. Oktober 1929.

Einheitsfront

Mit Staunen nehmen wir wahr, wie sich innerhalb des bürgerlichen Patriotismus der Spießer zu mausern beginnt. Aus dem Jasager von gestern ist über Nacht ein wilder, aufgeregter Krakeeler geworden, der sein eisernes Nein ungefragt in die politische Arena hineinschmettert. Er tut so, als sei er seit je für das Radikale gewesen, begrüßt uns mit Augenzwinkern und treudeutschem Händedruck und fragt beiläufig hinter vorgehaltener Hand lächelnd und wie selbstverständlich, wann es losginge. Er schmeißt sich an uns heran, drängt sich ungerufen in die Front der Opposition, gaunert sich in das erste Glied vor und macht eben Anstalten, dem Fahnenträger die Fahne zu entwinden.

Einen Augenblick, Herr Nachbar! Wo kommen Sie her? Von rechts? Schon faul. Sie waren immer schon Patriot? Das ist zwar sehr beachtlich und interessant, spielt aber bei dem, was hier zur Debatte steht, gar keine Rolle. Wir wollen doch alle dasselbe, meinen Sie? Das ist richtig, wenn Sie meinen, daß Sie dasselbe wollen wie wir. Wissen Sie auch, was wir wollen? Wir wollen aus Deutschland einen sozialistischen Nationalstaat machen. Grinsen Sie nicht, als wenn das ein schlechter Witz wäre. Sie sind auch sozial? Das ist allerdings sehr bedenklich. Wir sind beispielsweise als Sozialisten die krassesten Gegner dessen, was ihr sozial nennt. Wir wollen Gerechtigkeit. Wir sind kein Almosenverein, sondern eine revolutionäre So-

zialistenpartei. Darüber läßt sich reden, meinen Sie? Allerdings, aber nicht mit uns. Für uns steht das alles schon fest. Wir wollen mit der Arbeiterfrage und durch sie Deutschland frei machen. Nicht mehr und nicht weniger. Und wenn Sie das auch wollen, dann sind Sie uns herzlich willkommen. Hier haben Sie eine Aufnahmeerklärung, eine Mark Eintrittsgeld und pro Monat eine Mark Beitrag. Anmeldungen zur SA. werden beim Standartenführer entgegengenommen, Führerposten nach Leistung verteilt. Der Wettlauf kann beginnen.

Im Interesse der Einheit der nationalen Opposition? Mit Verlaub, diese Phrase ist zu alt und abgedroschen, als daß Sie glauben dürften, wir fielen noch darauf herein. Die Einheit der nationalen Opposition ist längst im Werden. Sie heißt NSDAP. Ihre Basis ist zu eng? Weil sie so eng ist, deshalb gerade ist diese Partei und sie allein von einer so hinreißenden Stoßkraft. Sie ist einheitlich organisiert und geführt, hat ein festes, unveränderliches Programm, an das ihre Anhänger wie an das Evangelium glauben. Was wollen Sie noch mehr? Wir sind zu wenige? Aus wenigen werden viele, aber nur dann, wenn sie konsequent ihren Weg gehen und in der Unbedingtheit und Kompromißlosigkeit das einzige auf die Dauer wirksame Mittel zum Erfolg sehen. Wie weit wären wir, wenn wir zusammenhielten? Jawohl, aber das ist kein Beweis gegen uns, sondern gegen Sie. Und merkwürdig, daß Ihnen das nicht eingefallen ist, als Sie sich selbst in zwei Teile auflösten und zu dem furchtbarsten Versklavungsdiktat zur einen Hälfte ja und zur anderen Hälfte nein sagten. Wie weit wären wir, hätten Sie nicht in Ihrer grenzenlosen Feigheit und Ihrem hemmungslosen Opportunismus das Republikschutzgesetz angenommen und damit der nationalen Ehrlichkeit den Todesstoß versetzt. Wir sollen nicht in der Vergangenheit herumwühlen? Das sagen immer nur die, die Dreck am Stecken haben. In der unseren mögen Sie getrost schnüffeln. Sie werden da viel Sorge, viel Not, Verfolgung und Blut finden. Aber nicht ein einziges Mal, daß wir nachgaben, nicht eine einzige Entscheidung, vor der wir versagten, nicht eine einzige Handlung, deren wir uns heute schämen müßten.

Einheitsfronten werden geschaffen, indem einer sich durchsetzt und die anderen sich seinem souveränen Willen beugen. Wenn Ihnen das schwerfällt, wir haben Zeit. Sie meinen, wir sollten uns gegenseitig nicht die Mitglieder wegstehlen? Erstens haben wir niemals Mit-

glieder gestohlen, sondern immer nur erkämpft, und zweitens möchte ich den sehen, der sich uns von euch stehlen ließe. Wenn man einen Gegner in die Knie gezwungen hat, dann hat er kein Anrecht auf einen Frieden der Gleichberechtigung, sondern er muß kapitulieren. So ist das mit euch. Es wird euch wohl trostlos zumute, wenn ihr an die nächste Zukunft denkt. Das große Wandern hat begonnen, nicht von uns zu euch, sondern von euch zu uns. Die politische Willensbildung des deutschen Volkes ist im Werden, und zwar vollzieht sie sich zwangsläufig und organisch in unserer Bewegung. Es gibt heute in Deutschland keine andere Partei, die so wie die unsere, einheitlich organisiert und schlagkräftig gerichtet, ein scharfes Instrument in der Hand ihres politischen Führers wäre. Es gibt keine Gefolgschaft, weder im Lager der Linken noch der Rechten, die so blindlings an ihre politische Mission glaubt wie die unsere.

Der Ruf nach Einheitsfronten wirkt heute schal und fade. Diese Illusionen sind dahin, Gott sei Dank, und endgültig. Wir gehen unseren Weg, unbeirrt und folgerichtig. Wir wurden mit eurem Hohn fertig. Wir werden auch mit eurer Sympathie fertig werden. Wer einmal vor großen Entscheidungen versagte, den stellt das Schicksal nicht ein zweites Mal vor die letzte Probe. Wer das Reich kampflos aufgab, der wird es niemals wiedererobern. Wer Dawes annahm, kann Dawes nicht zertrümmern. Eine neue Front ist im Marsch. Der bewußte Deutsche, der ehedem rechts und links falschen Phantomen nachjagte, reiht sich dieser Front ein. Er hat den Proletarier und Bürger abgeworfen: Er will nur noch Deutscher sein.

Diese neue Front wird die Einheitsfront der Zukunft sein. Und vor ihr flattern unsere Fahnen!

27. Mai 1929.

Gegen die Reaktion

Noch niemals in den vergangenen fünf Jahren war die politische Konstellation für uns so günstig und erfolgversprechend wie im gegenwärtigen Augenblick. Die Idole und Illusionen des bürgerlich-republikanischen Deutschlands sind zerfallen und zerstoben, und es beginnt nun allenthalben der große Katzenjammer. Innenpolitisch sowohl wie außenpolitisch steht dieses System vor entscheidenden Katastrophen. Wenn das Tempo des Verfalls weiter nur so anhält,

wie es in den letzten vier Monaten verlief, dann mag der Zusammenbruch wohl näher sein, als wir heute alle glauben wollen. So furchtbar auch die Auswirkungen dieses Zusammenbruchs auf die Gesamtheit des deutschen Volkes sein werden, wir begrüßen ihn, weil wir in ihm allein die Möglichkeit sehen, Deutschland zur Besinnung zu bringen. Erst in der letzten größten Not wird das deutsche Volk sich aufraffen und ein System abschütteln, das durch seine Existenz schon die ewige deutsche Sklaverei verbürgt. Das, was wir Nationalsozialisten nun bereits seit zehn Jahren voraussagten, und zwar in einer Zeit, als das noch unpopulär war und unpopulär machte, da das amtliche Deutschland an den Silberstreifen glaubte, beginnt sich nun zu erfüllen. Immer mehr erkennt das erwachende deutsche Volk in uns jene Bewegung, die, unbeirrt und ohne Rücksicht auf die Augenblickserfolge, diese Entwicklung voraussah, und die deshalb auch allein für beginnende große Entscheidungen in Frage kommen wird.

Was ist da natürlicher, als daß die geschickten Routiniers aus dem bürgerlichen Lager Morgenluft wittern. Sie stellen sich mit der bei ihnen seit jeher gewohnten affenmäßigen Geschwindigkeit auf den Boden sich neubildender Tatsachen und sind bereit, heute das anzubeten, was sie gestern noch verbrannten. Der Konjunkturritter geht um. Wieder einmal, wie so oft schon in der Vergangenheit, stoßen wir in der Öffentlichkeit auf jenen Typ, der „das immer gesagt hat", der „ganz unserer Meinung ist", der auch laut schreiend seine revolutionäre Gesinnung verkündet und in Opposition macht. Schon knallen die Schlagworte des wilden Bürgers durch die Parlamente, die feilen Gazetten schwarzweißroter Geldsacküberzeugung werden rebellisch und fordern einstimmig und unbeirrt, daß nun endlich einmal der Schweinerei ein Ende gemacht werde. Gewiß und einverstanden! Jener Schweinerei muß ein Ende gemacht werden, die mit Hilfe des sogenannten nationalen Bürgertums aus Deutschland ein Ruinenfeld gemacht hat. Zum Protest gegen die derzeitigen chaotischen Zustände ist nur der berechtigt, der an ihnen niemals Anteil hatte, und gegen die Tribute darf nur der demonstrieren, der seit je zu ihnen nein gesagt hat.

Man rede uns nicht von Volksgemeinschaft, und daß wir alle dasselbe wollten. Wir wollen durchaus nicht dasselbe, weder in der

Methode noch im Ziel. Wir fühlen uns durch eine Welt getrennt von jener Art bürgerlichen Patriotismus, der immer und überall, wo er in die Erscheinung trat, nur Aushängeschild einer feigen Geldgesinnung war, und der deshalb Ursache und Anfang unseres nationalen Verfalls wurde. Wer mit uns dasselbe will, der soll sich hinten anschließen. Es ist noch Platz genug. Wer das nicht tut, bei dem glauben wir nicht daran, daß er mit uns dasselbe will, sondern nur, daß er so tut, um uns um die wohlverdiente Ernte unserer Saat zu prellen. Dazu sind wir nicht dumm genug. Es ist aussichtslos, den Versuch zu unternehmen, durch Vorspiegelung irgendwelcher phantastischer Einheitsutopien uns vom geraden Weg abzudrängen. National sein, das ist ein weiter Begriff. Für uns hat diese Gesinnung einen ganz bestimmten, festumrissenen Inhalt. Wir sind keine Hurrapatrioten. Wir sind Nationalsozialisten.

Das könnte den Herren so passen: wir haben unter Mühe und Opfer und Blut die Saat gesät, und nun möchten sie ernten. Wir waren die Trommler, und sie sind die Politiker. Wir stellen die Avantgarde und sie die Nachhut. Fein erdacht! Aber so dumm, wie wir 1919/20 waren, sind wir heute nicht mehr. Auch wir haben die Entwicklung der letzten zehn Jahre nicht mit verschlossenen Augen durchgemacht. Wie oft haben wir in diesem Dezennium die Wahrheit des Wortes erfahren müssen, der Herr möge uns vor unseren Freunden beschützen, mit unseren Feinden wollen wir schon allein fertig werden.

Eine revolutionäre Idee — und die nationalsozialistische ist eine solche — duldet keine Kompromisse. Für sich allein ist sie richtig, mit fremden Zutaten falsch. Einer kann nur recht haben. Dann aber haben alle anderen unrecht.

Wir Nationalsozialisten haben instinkthaft erkannt, daß das große Unglück des deutschen Volkes nicht allein seine Ursache hat im Verrat des Marxismus am Sozialismus, sondern ebensosehr im Verrat des bürgerlichen Patriotismus am Nationalismus. Darum ist unsere Frontstellung gegen beide Mächte des Verfalls gleich scharf und gleich unbedingt. Die Konsequenz allein, mit der wir uns in dieser Frontstellung durchsetzen, bietet die Gewähr für einen endgültigen Sieg. Es gibt keinen Frieden, bis der Gegner in die Knie gezwungen ist. Es ist gar nicht von Belang, ob er das Gute will, wenn er das Böse tut. Auch Dummheit wird in der Politik bestraft. Wir ver-

spüren nicht im mindesten Lust, uns an einen lebenden Leichnam binden zu lassen, damit er auch uns allmählich mit dem Tode anstecke.

Erkennt eure wahren Feinde rechts und links!

Und seid um so bewußtere und konsequentere Nationalsozialisten!

13. Mai 1929.

Literaten

Es gibt in der deutschen Politik Männer — Gott sei Dank fristen sie ihr lichtvolles, geistiges Dasein nur in kleinen, unbedeutenden literarischen Zirkeln unter vollständigem Ausschluß der Öffentlichkeit — die seit Jahren den fertigen Plan des kommenden Deutschlands in der Schreibtischschublade liegen haben. Sie wissen ganz genau, wie man den Zukunftsstaat einzurichten hat, wie die Wirtschaft und die Kultur des deutschen Volkes beschaffen sein müssen. Womit man später Bündnisse schließt und womit nicht. Sie sind, weil sie soviel wissen und gelesen haben, nicht geizig mit guten Ratschlägen, sondern stehen immer hilfsbereit und voll hingebungsvoller Fürsorge zur Seite, wenn sich irgendwo, ganz ohne ihr Zutun und meistens gegen ihren Willen, ein politisches Kraftzentrum bildet; sie kargen dann nicht mit lautem Lob und Tadel. Im Gegenteil! Sie finden es zwar herrlich, daß die anderen für sie — so meinen sie — Macht sammelten, erklären aber dann mit einer erfrischenden Deutlichkeit und rund heraus, daß nun deren Aufgabe beendet sei und sie, die politischen Köpfe, mit dem eigentlichen Werk beginnen wollten und müßten. Während die anderen draußen in den Vororten in rauchgeschwängerten Wirtschaftsstuben standen und sich gegen eine heulende, tobende Menge die Kehle wundschrien, saßen sie beim politischen Tee und brüteten ihre Kuckuckseier aus. Die anderen sind die Trommler, sie aber sind die staatsmännischen Genies. Die anderen müssen den Dreck wegräumen, und nun kommen die Erleuchteten, schlagen den Purpurmantel seriöser Vornehmheit um die adligen Schultern und klettern gelassen die Stufen zu den Thronen der Macht hinauf.

So wäre das, wenn die Trommler so dumm wären, wie die Erleuchtzten aussehen. Man kann diesem neckischen Schauspiel, bis zu einem gewissen Grade angeregt und belustigt, zuschauen und sich betroffen und voll Verwunderung darüber amüsieren, mit welch einer

dreisten Unbekümmertheit diese nationalen Federfuchser ihr Handwerk betreiben. Aber einmal hat die Gemütlichkeit ein Ende.

Man soll nicht glauben, daß wir Zeit und Lust hätten, uns des öfteren mit einem politisch so weisen Zirkel zu beschäftigen, wie er sich um den Freiherrn Heinrich von Gleichen im ehemaligen „Gewissen" und in der heutigen „Standarte" versammelt. Wir haben weit Besseres zu tun. Wenn Herr von Gleichen Neigung verspürt, sich mit dem „Nationalsozialismus als Weltanschauung" literarisch auseinanderzusetzen, so mag er das tun. Wir harren dabei aus. Es wäre aber irrtümlich von ihm, anzunehmen, daß wir diese Weisheit genau so als päpstliche Unfehlbarkeit hinnehmen wollten, wie er das bei seinem Teekreis gewohnt ist. Wenn wir ihn dabei ohne Antwort lassen, so nicht deshalb, weil wir keine Antwort wüßten. Wir ringen um andere Seelen als um die des Herrn von Gleichen. Was wir uns aber auf das entschiedenste verbitten möchten, das ist, daß Herr Heinrich von Gleichen glaubt, seine politische Weisheit dadurch schmackhafter zu machen, daß er, wo immer er über uns spricht oder mit uns zu sprechen versucht — ein höchst einseitiges und darum außerordentlich belustigendes Unterfangen —, jedesmal einen von uns so von hinterrücks und im Zeichen des Burgfriedens zu maulschellieren versucht. Diesmal bin ich an der Reihe.

Herr Heinrich von Gleichen spricht in seinem Aufsatz in der „Standarte" Nummer vierzehn über das Problem „Kapitalismus und Weltwirtschaft" und meint im Anschluß an die von ihm darüber verzapfte Weisheit: „Unverantwortliche Agitatoren wie Goebbels werden darüber nicht mit sich reden lassen." Das „Agitator" drückt den ganzen gräflichen Abscheu aus gegen jene Sorte von Menschen, die nicht nur philosophieren, sondern auch handeln oder doch versuchen, Möglichkeiten zum Handeln zu schaffen. Und was das „Unverantwortliche" anbelangt, muß ich in aller Bescheidenheit betonen, daß meine Unverantwortlichkeit darin bestand, daß ich in der Zeit, in der Herr Heinrich von Gleichen im gewärmten Salon seine philosophischen Weisheiten ausschwitzte, irgendwo im Wedding oder in Neukölln vor verzweifelten deutschen Menschen stand und Kämpfer suchte und fand. Herr Heinrich von Gleichen wird das suspekt finden. Aber ich möchte ihn auffordern, seine Philosophie einmal zusammenzustapeln, und ich stelle die Menschen daneben, die ich durch „unverantwortliche Agitation" dem Deutschtum, dem zu dienen doch auch er vorgibt,

wiedergewonnen habe, und dann soll er selbst entscheiden, was schwerer wiegt, das Buch oder der Mensch.

Ich bin der letzte, der der geruhsamen Erkenntnis das Recht der politischen Kritik abspricht. Ich lasse die Philosophen in Frieden, aber sie sollen auch mich in Frieden lassen. Ich bin für jede sachliche Kritik zugänglich, auch für die, die aus Kreisen kommt, die mir fernestehen. Aber wo die politische Eigenbrötelei sich paart mit literarischem Hochmut und aristokratischer Arroganz, da bin ich nicht Plebejer genug, für empfangene Ohrfeigen danke schön zu sagen. Herr Heinrich von Gleichen mag sich das für die Zukunft merken. Ich blieb diesmal entgegen meiner sonstigen Gewohnheit in der Verteidigung. Ich tat das im Interesse eines Burgfriedens, von dem ich nichts profitieren kann und nur Herr Heinrich von Gleichen seine Vorteile hat. Ich kann auch anders.

Das nächste Mal wird gehobelt. Vielleicht weiß auch Herr Heinrich von Gleichen, daß da Späne fliegen.

29. April 1929.

Radikalimus am Schreibtisch

Der Literat ist der geborene Feind jeder organischen Bindung. Für ihn ist die Feder nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Er ist ewig auf der Suche nach Objekten, an denen er sein feuilletonistisches Mütchen kühlen kann. Er hat leicht radikal sein, denn sein Radikalismus ist nie und nirgend verantwortlich verpflichtet einer Gefolgschaftsgruppe. Und so ist ihm auch die Revolution nicht Übergangsstation zu neuen Dingen, sondern ein Ding an sich.

Er erdenkt sie am Schreibtisch, ohne Rücksichtnahme auf reale Möglichkeiten. Die Größe einer wahren politischen Leidenschaft geht ihm vollkommen ab. Das Gefühl ist ihm nur ein Spiegel, in dem er seine eigene Eitelkeit bespiegelt. Findet er auf Grund seiner schriftstellerischen Begabung keinen ausreichenden Leser- und Zuhörerkreis, dann drängt er sich an eine Organisation heran, die andere geschaffen haben, und von der er anzunehmen scheint, daß sie allein für ihn geschaffen sei. Er denkt nicht daran, seine Feder in den Dienst dieser Organisation zu stellen. Er möchte vielmehr die Organisation in den Dienst seiner Feder stellen.

Stößt er nun nicht gleich auf Gegenliebe und empfangen ihn nicht überall offene Arme, sondern begegnet man ihm mit wacher Skepsis und berechtigtem Mißtrauen, dann beginnt er plötzlich zu entdecken, was alles an der Organisation fehlerhaft ist. Da gefällt ihm der Führer nicht, dort nicht die Idee. Da hat er etwas an der Gefolgschaft auszusetzen und dort an der Form des Aufbaues der Organisation. Niemand hat ihn gerufen, er hat nirgendwo mit Hand angelegt, überall, wo es galt, praktische Arbeit zu leisten, war er nur ein jämmerlicher Versager. Und trotzdem tut er bald so, als sei er eigentlich und allein der geistige Nährvater der Organisation und als könne sie ohne ihn nun und nimmer bestehen.

Vor allem versucht er, die eigentlichen Träger des organischen Gedankens an Radikalismus des Programms und der geistigen Haltung zu übertrumpfen. Er kann das auch zum Schein, denn er trägt ja keine Verantwortung. Ihm sitzen nicht die Staatsanwälte auf den Fersen, ihm spüren nicht die Spitzel der Polizeigewalt nach. Sein Wort wird nirgends und von niemand auf die Goldwaage gelegt. Man nimmt sein Geschreibsel überall als das, was es in Wirklichkeit ist: Wortgeklapper, am Schreibtisch erdacht, aber nicht aus dem blutvollen Leben herausgewachsen. Sagt einer, der auf verantwortlichem Posten steht, ein hartes Wort, gleich hallt es wider im Blätterwald, und die hohe Behörde macht daraus eine Haupt- und Staatsaktion. Man schließt vom Sprecher auf die durch ihn repräsentierte Organisation. Es regnet Verbote, Verfolgungen und Drangsale. Den Schreiber aber läßt man schreiben. Man weiß ja: das ist alles nicht so ernst gemeint, und hinter den Worten stehen keine Männer, die daraus Taten machen.

Und nun überschlägt sich der politische Snob in Radikalismus. Das Chaos ist der Normalstoff, in dem er zu leben gewöhnt ist. Er organisiert Straßenkämpfe und Hungermärsche, führt Armeen an oder erklärt mit großartiger Bescheidenheit, man stünde vorläufig noch Gewehr bei Fuß und was derlei blühender Unsinn mehr ist. Vom Schreibtisch aus deklamiert er, man werde sich dem schamlosen Diktat der Polizei nicht beugen, sondern marschieren; und wenn dann in der Tat ein paar harmlose Verführte Ernst daraus machen, dann ist er selbst beileibe nicht unter ihnen oder gar an ihrer Spitze zu sehen, er sitzt zu Hause, schärft die Feder und wartet auf die ersten Nach-

richten vom Kriegsschauplatz, um daraus hinreißende Schlachtberichte zu fabrizieren.

Wir kennen diesen Typ genugsam aus der kommunistischen Presse. Er hat eigentlich den Kommunismus geistig und organisatorisch korrumpiert. Es ist an der Zeit, die nationalsozialistische Bewegung davor zu warnen. Im benachbarten nationalen Lager treibt sich ein ähnliches Gelichter herum und versucht, durch hyperradikale Amokläuferei den guten revolutionären Namen unserer Partei zu kompromittieren. Diese schreibgewandten, eitlen Gecken werfen der NSDAP. feige Schlappheit vor. Ihre revolutionäre Gesinnung sei kleinbürgerlicher Natur, ihr Sozialismus verkappte bourgeoise Gesinnung. Es ist unter unserer Würde, unsere Partei dagegen zu verteidigen. Daß sie, wenn es darauf ankommt, zu schlagen bereit ist, das braucht sie nicht durch einen schillernden Aufsatz zu beweisen, das hat sie Dutzende Male durch die Tat bewiesen. Wer viel von Revolutionen spricht, macht meistens keine. Und was unseren Sozialismus betrifft, so bereiten wir ihn nicht in bombastischen Papierprogrammen und prahlerischen Tintenmanifesten vor, sondern durch die Bildung einer wahren volksgemeinschaftlichen Gesinnung in unserer Partei selbst. Unser Radikalismus tobt sich nicht bei geistreichelnden Schwätzereien in feudalen Judensalons aus, und wir haben auch nicht den Ehrgeiz, ihn in volksfeindlichen und landesverräterischen Judengazetten abzulagern. Er betätigt sich Tag für Tag und Abend um Abend, wenn wir auf den Tribünen der großen Säle stehen und das Evangelium des kommenden Deutschlands vor den breiten Massen predigen, oder in den Nächten, wo wir, aufgerieben und geschunden durch eine entnervende Tagesarbeit, über dem Schreibtisch gebeugt sitzen und unsere Kampfparolen und Massenplakate zu Papier bringen oder zu schlafloser Fahrt in irgendeinem D-Zug-Abteil hocken.

Wir lassen den Helden der Feder gern den Vortritt im Geschrei. Wenn ein Auto immer hupt, dann hört man am Ende das Hupen nicht mehr. Nur als Ausnahme weckt es den säumigen Passanten aus seiner säumigen Ruhe. Von Menschen, die immer kreischen, nimmt man am Ende keine Notiz mehr. Man gewöhnt sich daran. Die Literaten sollen weiter schreien. Sie sollen ihren Radikalismus in schillernden Sätzen abreagieren. Unterdes formt sich unter unseren Händen jene Armee, die ein neues Deutschland erkämpft. Tapfer, ernst, groß und gemessen tritt sie zum entscheidenden Gang an, und

es kommt einmal der Tag, da wird das hysterische Geschrei der Tintenkleckser übertönt werden von dem leidenschaftlichen Aufschrei eines erwachenden Volkes, das sich unter unserer Führung Freiheit, Ehre und Brot zurückerobert!

11. Mai 1930.

Maulhelden

Es gibt Leute, deren Aufgabe darin zu bestehen scheint, die Tat durch den Rat zu ersetzen, zu schwätzen statt zu arbeiten, ständig auf der Lauer zu stehen, wo es etwas zu nörgeln gibt, und wenn sie nichts finden, an dem sie ihr kritisches Mütchen kühlen können, dann eben etwas zu fabrizieren, um daran herumzustänkern und denen, die es geschaffen haben, die Freude daran zu verderben. Es sind meist bürgerliche Jammergestalten, denen ihre eigene Unfähigkeit an der Nase abzulesen ist, und die sich deshalb auch immer, wo gearbeitet werden muß und jeder zeigen kann, wozu er fähig ist, auf französisch empfehlen, um den anderen Mühe und Plage großmütig zu überlassen, aber mit frecher Arroganz und aufreizender Anmaßung dann wieder in die Erscheinung treten, wenn das Gröbste getan ist und die opfervolle Saat aufzugehen anfängt. Wir haben bisher in unserer eigenen Bewegung mit diesen ewigen Kritikastern kurzen Prozeß gemacht: wir fragten sie nur, was sie bisher für die Partei geleistet hätten, und stellten dann fast immer mit Vergnügen fest, daß ihre großsprecherischen Phrasen im umgekehrten Verhältnis zu ihren Erfolgen standen. Im übrigen aber vermieden sie nach Möglichkeit, bei uns ihre kritischen Komplexe abzureagieren, da es in unserer Bewegung vorerst noch keine Lorbeeren zu holen gab. Nun aber glauben sie ihre Zeit gekommen. Die Partei ist aus dem Stadium des ersten Anfangs heraus. Sie wird größer und größer, und auch der Dümmste beginnt zu begreifen, daß der Erfolg fast vor der Türe steht. Nun wanzen sie sich bei uns an, die Maulhelden und Besserwisser, die Phrasendrescher und Klopffechter, die Ratgeber, die niemand um Rat gefragt hat, die Zeilenschinder und Wortverdreher: darum aufgepaßt!

Die einzige Möglichkeit, in der Partei, wenn auch nur für kurze Zeit, zu einiger Bedeutung zu gelangen, ist für sie die, daß sie die alte Garde, die eigentlich die ganze Bewegung aufgebaut hat und

auch heute noch verantwortlich trägt, zu diskreditieren versuchen. Sie wissen, daß die zu stolz ist, sich gegen das schreiende und radikal tuende Gelichter persönlich zur Wehr zu setzen. Sie vertraut mit Recht auf den gesunden Instinkt der breiten Massen der Anhängerschaft, die sie ja erst zur Partei geholt hat, und meint, daß der Gefolgsmann schon für sich Spreu vom Weizen scheiden wird.

Jeder Sektions- und SA.-Führer kennt diesen Typ des Besserwissers. Er steht in einer Mitgliederversammlung auf, wirft sich in die Brust, schmettert seine radikal aufgewärmten Schlagworte in die aufhorchende Gemeinde und beweist dann umständlich und mit viel Geschrei, was alles in der Sektion oder im Sturm falsch und abbruchreif sei, warum man das sittliche Recht und die sittliche Pflicht habe, den oder den Führer zu stürzen und ihn, den Sprecher — das sagt er zwar nicht, aber das soll ein jeder denken — an seine Stelle zu setzen. Antwortet ihm nicht! Laßt ihn ruhig ausreden und fragt dann nur nach seiner Mitgliedskarte, und ihr werdet in neunundneunzig von hundert Fällen feststellen, er ist entweder überhaupt kein Parteigenosse, oder er gehört erst seit ein paar Wochen zur Partei, oder er hat nicht einmal die primitivste Pflicht eines Parteimitgliedes erfüllt, nämlich seine Beiträge bezahlt. Und dann gebt ihn hohnlächelnd dem Gespött der anderen preis.

Es kam einer zu mir und legte in wohlpräparierter Rede seine kritischen Bedenken vor: das sei eine Sauwirtschaft, die Tendenz unserer Arbeit sei falsch, der Geschäftsgang erstarrt, die Erfolge nur Scheinerfolge, die Geschäftsstelle zu groß und die Versammlungen zu klein, und was derlei Unsinn mehr ist. Ich habe kopfschüttelnd zugehört und ihn am Ende nur gefragt, wie lange er denn bei der Partei sei. Es stellte sich heraus: seit Oktober vorigen Jahres. Und er merkte nicht einmal den eisigen Hohn, als ich ihm den Vorschlag machte, er solle einmal selbst die Partei führen; ich wäre sowieso dringend erholungsbedürftig, und meine feste Überzeugung ginge dahin, daß er in der Tat die Partei in kürzester Frist in einem Zimmer verwalten könne. Und wolle er nur seinen Verstand unterbringen, dann genüge schon eine Zigarrenschachtel.

So müßt ihr's alle machen! Das ist gesünder, als wenn ihr euch über das ewige Querulantentum dieser Berufsnörgler ärgert. Die darf man gar nicht ernst nehmen, denn genau besehen, nehmen sie sich selbst auch nicht ernst. Könnt ihr euch nicht anders gegen sie

wehren, dann gebt ihnen eine verantwortungsvolle Arbeit, etwa als Zellenobmann, Kassierer oder Schriftwart, und ihr werdet mit Vergnügen erleben, wie sie selbst im kleinsten Wirkungskreis nur jämmerliche Versager sind. Und geben sie euch auf euer Anerbieten, was meistens der Fall ist, da sie ja selbst wissen, wie unschöpferisch sie von Natur sind, zur Antwort, zu dieser mechanischen Arbeit seien sie sich zu schade, dann feuert sie zum Tempel hinaus.

Wir haben immer ein offenes Ohr für jeden, der ehrlich Kritik übt und durch eigene Arbeit bemüht ist, die von ihm gerügten Mängel zu seinem Teil mitabzustellen. Niemand wie wir, die wir die Partei aufgebaut haben und sie heute noch verantwortlich tragen, wissen besser, wie viele Fehler sie noch hat. Aber wir wissen auch, wie viele Fehler wir durch gemeinsame Arbeit schon beseitigt haben. Alles in diesem Leben, auch unsere Partei, ist Menschenwerk. Wer uns dabei helfen will, dieses Menschenwerk bis zum letztmöglichen Grad der Vollkommenheit zu verbessern, der ist uns allen herzlich willkommen. Wer aber nur durch ewige Kritikasterei seine eigene Bedeutungslosigkeit in das magische Licht einer anmaßenden Überlegenheit hineinstellen will, mit dem werden wir Fraktur reden!

6. Juli 1930

Kritik

Das Recht zur Kritik ist ein durchaus souveränes Recht; und zwar kann jeder es in Anspruch nehmen, der von den Mängeln und Schäden der zu kritisierenden Sache irgendwie mittelbar oder unmittelbar betroffen wird. Das Recht zur Kritik wird zu einer Pflicht, wenn das, was kritisiert werden muß, eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens ist, es also nicht nur einen beschränkten Kreis von Interessierten angeht, sondern sich auf eine ganze Gemeinschaft, auf ein Volk auswirkt. Dann ist jeder Staatsbürger gezwungen, zu diesen Dingen Stellung zu nehmen, sie zu bejahen oder zu verneinen.

Das Recht zur Kritik schließt nicht unmittelbar in sich die Verpflichtung für den Kritiker, es nun seinerseits besser zu machen. Daß er die Fähigkeit oder auch nur die Lust und den Willen dazu habe, hat er ja vorerst noch gar nicht behauptet. Er stellt lediglich fest, daß die anderen es schlecht gemacht haben, und er hat das Recht zu dieser

Feststellung, weil er an diesem Dilettantismus und seinen Folgen mittragen muß.

Niemand wird von einem Theaterkritiker verlangen, daß er ein besseres Drama schreibe als das von ihm kritisierte, und niemand wird einen Kunsthistoriker, der einen Maler scharf ins Gebet nimmt, auffordern, nun seinerseits bessere Bilder zu malen. Das braucht er und kann er auch in den meisten Fällen nicht. Aber mit um so mehr Recht wird er sich gegen diese Unterstellung zur Wehr setzen, wenn er sich zwar bereit erklärt, ein besseres Bild zu malen, der ihn dazu auffordert, aber ihm zum Malen Leinwand, Farbe, Pinsel und Palette verweigert und ihm etwa zur Antwort gibt, mit Farbe könne jeder malen.

Was in der Malerei die Farbe ist, das ist in der Politik die Macht. Wie ich ohne Farbe nicht malen kann, so kann ich ohne Macht keine Politik betreiben. Es ist deshalb heuchlerisch und verlogen, uns Nationalsozialisten, wenn wir den gegenwärtigen politischen Verhältnissen mit kritischer Skepsis gegenübertreten, zur Antwort zu geben: „Kritisieren kann jeder; dann macht ihr es doch besser." Denn erstens kann noch lange nicht jeder kritisieren; auch die Kritik ist schöpferisch und im Grunde durchaus etwas Positives. Sie ist eine Kunst und als solche streng zu scheiden von Kritikasterei. Nörgeln kann jeder; schimpfen, Phrasen dreschen, sich aufregen und wild tun, wenn es einem selbst an den Kragen geht, das ist alles nicht schwer. Aber ein politisches System kritisch zu vernichten, und zwar nicht mit Geschrei und Gesinnung, sondern mit stichhaltigen, unwiderlegbaren Beweisgründen, das ist nicht so ganz einfach. Dabei bewahrheitet sich das treffliche Wort, daß es für einen Revolutionär vorerst nicht so sehr darauf ankomme, zu sagen, was er will, sondern vielmehr darauf, zu sagen, was er nicht will.

Und zweitens können wir in der Politik nichts besser machen, solange man uns das zu dieser Arbeit nun einmal unumgänglich notwendige Handwerkszeug vorenthält, und das ist: die Macht!

Wir werden es schon besser machen, laßt uns nur an die Macht! Da ihr das aber nicht tut, könnt ihr auch nicht von uns verlangen, daß wir etwas bessern, sondern das ist einzig und allein eure Aufgabe; und wir haben dabei das souveräne Recht, das, von dem ihr behauptet, daß es gut sei, zu kritisieren und seine Fehlerhaftigkeit aufzudecken.

Wenn wir obendrein noch positive Vorschläge machen, so ist das unser reines Privatvergnügen. Eine Verpflichtung dazu besteht für uns nicht im mindesten. Aber daß wir es tun, und zwar gerne und oft und mit Leidenschaft, das ist ein Beweis dafür, daß wir von Hause aus nicht zur Kritik, sondern zum Aufbau berufen sind. Der Marxismus hat sechzig Jahre lang nur kritisiert, und seine ganze Tätigkeit bestand während dieser Zeit darin, das kaiserliche Deutschland zu unterhöhlen und mit der Lauge seiner Bosheit zu durchätzen, und er hat dabei nicht einen einzigen positiven Besserungsvorschlag gemacht. Gerade in seinem Munde nimmt sich die Forderung sonderbar aus, wir sollten nicht nur schimpfen, sondern auch neue Wege zeigen. Wir tun das; er hat das nie getan. Er hat von dem souveränen Recht der absoluten Kritik immer und ausgiebig Gebrauch gemacht. Wenn wir gelegentlich nach denselben Methoden ihm gegenüber verfahren, dann ist er darin selbst unser großer Lehrmeister gewesen.

Ein starker Staat und eine überragende Persönlichkeit brauchen keine Kritik zu fürchten. Es kümmert den Mond nicht, wenn ihn der Hund anbellt. Friedrich der Einzige gab den Befehl, ein gegen ihn gerichtetes Pamphlet „niedriger zu hängen", damit es jeder lesen könne.

Kritik hat auf die Dauer nur dann Erfolg, wenn das, was kritisiert wird, auch kritikbedürftig ist. Dann hat der Kritisierte auch Veranlassung, nervös zu werden.

Wenn die Republik unsere Kritik nicht vertragen kann und vor ihr nervös wird, dann ist das ein Beweis dafür, daß sie der Kritik auf das dringendste bedarf. Und da diese bei uns kühn, aber sachlich ist, hat sie auch ihre Berechtigung und braucht sich deshalb über ihre Erfolge nicht zu beklagen.

20. Mai 1929.

Halbe Bolschewisten

So rauscht es durch den bürgerlichen Blätterwald. Die Nationalsozialisten, die in einem erschreckenden Maße die Öffentlichkeit für sich zu interessieren und zum Teil gar zu gewinnen sich anschicken, nehmen mit ihrem zahlenmäßigen Wachstum auch zu an Draufgängertum und Radikalismus, und vor allem in sozialen Fragen verlieren sie so jede Vernunft, daß man kaum noch mit ihnen reden

kann. Besonders ihre jüngeren Führer schlagen hier einen Ton an, der für die Zukunft das Allerschlimmste befürchten läßt. Man glaubt manchmal, man habe es mit roten Demagogen zu tun. Das, was sie predigen, ist kaum verhüllter, national angestrichener Marxismus. Sie wiegeln die Arbeiterschaft auf gegen alle geheiligte Ordnung, was um so gefährlicher ist, als sie in der Tat an Anhang und Einfluß in den breiten Massen gewinnen. Sie sind in Wirklichkeit verkappte Marxisten und halbe Bolschewisten.

Und dabei, so doziert der schwarzweißrote Schmock weiter, wäre es doch so schön, wenn die Nationalsozialisten bei ihrer eigentlichen Aufgabe blieben und ihre Wirksamkeit darauf beschränkten, die marxistisch-international mißleitete deutsche Arbeiterschaft wieder zu nationalisieren. Warum aber tasten sie dabei den geheiligten Begriff des Eigentums an und gaukeln dem Arbeiter Ziele vor, die sich nun einmal nicht verwirklichen lassen? Schade, daß es so ist. Aber deshalb muß man sich mit dieser Frage ernsthaft beschäftigen und den Versuch machen, diese unangenehmen Demagogen wieder auf den rechten Weg zu bringen und sie zu einer verantwortungsbewußten Realpolitik zu erziehen. Sonst besteht die Gefahr, daß sie ganz ins marxistische Fahrwasser abrutschen und sich damit für die deutsche Zukunft vollständig ausschalten. Es fehlt bei dieser Beweisführung nur noch die offene, brüske Konsequenz: es lebe der Geldsack und hoch die Tyrannei des Youngpatriotismus über das schaffende deutsche Volk!

Wie man sieht, soviel Worte, soviel Unsinn und Heuchelei. Würde auf diesen durchsichtigen Schwindel nicht so mancher anständige und aufrechte deutsche Patriot hereinfallen, dann verspürten wir nicht im mindesten das Bedürfnis, uns irgendwie damit auseinanderzusetzen. Wir ließen ihn sich, wie so viele andere Lügen und Verleumdungen über uns, selbst totlaufen. So aber ist es notwendig, die Dinge wieder einmal ins rechte Licht zu rücken und dem bürgerlichen Heuchlerpack die Maske von der Fratze herunterzureißen. Was ist hier Wahrheit?

Wir Nationalsozialisten führen den Kampf gegen den Marxismus in jeder Form seit nunmehr zehn Jahren, und zwar nicht in billigen Zeitungsartikeln und ungefährlichen bürgerlichen Ausschüssen, sondern da, wo der Marxismus wirklich zu treffen ist: im Volk selbst. Wir haben für diesen Kampf unerhörte Opfer und Drangsale auf

uns genommen. Unsere Parteigenossen wurden wie Aussätzige von den Arbeitsstellen vertrieben, Einzelmenschen und Familien brotlos gemacht, wir haben Tausende und aber Tausende von Schwerverletzten gehabt, unsere Führer gingen in die Gefängnisse, und über sechzig unserer Besten haben ihre antimarxistische Weltanschauung mit dem Tode besiegelt. Ein Horst Wessel wurde von feigen bolschewistischen Kreaturen gemeuchelt, und zwar nicht, weil er ein Marxist, sondern weil er ein offener Bolschewikenfeind war, der seinen Kampf gegen diese Weltpest nicht vom grünen Aufsichtsratstisch, sondern in Reih und Glied der braunen Freiheitsarmee führte. Das alles geschah und geschieht zu derselben Zeit, in der die bürgerlichen Parteien, die heute die Stirne haben, uns marxistischer Neigungen zu verdächtigen, mit eben demselben Marxismus in der Regierung sitzen und widerspruchslos zuschauen, wie vertierte rote Horden uns auf den Straßen zusammenschlagen, nicht weil wir Marxisten, sondern deren einzig wahre und gefährliche Gegner sind.

Der Marxismus ist eine trügerische Weltanschauung, die in ihrem Effekt jegliche menschliche Kultur und Gesittung vernichtet. Er unterhöhlt die Fundamente des Staates, korrumpiert das öffentliche Leben, zersetzt Schule und Familie, untergräbt Glauben und Ideale, verhöhnt und verachtet jede menschliche Größe und treibt mit dem Heiligsten Spott. All das hat der bürgerliche Patriotismus schweigend hingenommen, ja sich sogar zum willigen Helfershelfer dieser lebenbedrohenden Politik gemacht. Nur wenn der Marxismus ihm an den Geldbeutel geht — das wissen wir: nicht um dem deutschen Arbeiter zu helfen, sondern um die letzten Reste deutschen Besitzes an das jüdische Weltkapital zu verhökern — dann schreit der Youngpatriot auf wie von der Tarantel gestochen, dann sind die höchsten Güter in Gefahr.

Und weil wir uns erlauben, über die augenblickliche Verteilung der Besitztitel an der deutschen Produktion anderer Meinung zu sein, als diese feigen und habgierigen bürgerlichen Jämmerlinge, darum werden wir von ihnen bolschewistischer Tendenzen verdächtigt. Das könnte ihnen so passen: gegen sie durch eigene Kraft und unter namenlosem Bluteinsatz groß geworden, sollen wir uns nun in die Rolle einer Wach- und Schließgesellschaft hineindrängen lassen! Für sie ist jeder ein Bolschewist, der eine neue Beziehung der breiten Massen zum deutschen Nationalbesitz anstrebt. Man darf das Land

in Grund und Boden hineinregieren, man bleibt dann doch ein feiner Mann. Nur wenn man an den Geldsack herangeht, dann wird man verfemt und ausgestoßen.

Wenn wir für den bürgerlichen Kapitalismus als Bolschewiken gelten, weil wir dem schaffenden deutschen Arbeitertum den ihm gebührenden Platz in der kommenden Volksgemeinschaft erkämpfen wollen, dann nehmen wir diesen Vorwurf kalt lächelnd auf uns. Wir machen kein Hehl daraus, daß uns die gegenwärtige wirtschaftliche Ordnung als unsittlich und unerträglich erscheint und wir sie deshalb aus tiefstem Herzen hassen, bekämpfen und auch einmal radikal beseitigen werden. Wir wollen eine ethische Neuordnung des wirtschaftlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt des Volkswohles und fordern dafür vom Besitz Opfer und Hingabe. Wer sich nicht freiwillig zu dieser Notwendigkeit bekennt, der wird einmal dazu gezwungen werden müssen. Die Herrschaft des Geldsacks soll und muß ein Ende finden, und an ihre Stelle wird das Prinzip der Leistung treten.

Wir wollen keinen Profitstaat, sondern einen Staat der Arbeit!

Wir wissen, daß bei diesen Forderungen das deutsche Volk auf unserer Seite steht!

27. April 1930.

Isidor

Es ist die Geschichte eines Juden, der nicht so aussehen wollte. Es ist die Geschichte seiner selbstverschuldeten Blamage.

Er verbot, daß man ihn Isidor Weiß nenne, denn er heiße Bernhard, also Bären-Herz. Das machte alle Lacher mobil.

Er zeigte sich vormittags als Herrenreiter im Tiergarten und jagte abends im Überfallwagen hinter den Nationalsozialisten her, denn er fühlte sich sehr als Vizepolizeipräsident von Berlin.

Er ließ sich um Mitternacht mit Welt- und Halbweltdamen photographieren und wurde am hellichten Tage von seinen eigenen Polizeibeamten mit dem Gummiknüppel verprügelt, weil die nicht glauben wollten, daß ihr Vorgesetzter so aussehen könne.

Er war wegen seiner außergewöhnlichen Nase mit einem Schlage berühmt, aber er hatte trotzdem nicht die geringste Witterung für das, was mit den Nationalsozialisten herannahte.

So war er schließlich doch der Dumme, dem Haß und Hohn nachstellten, wo immer er sich zeigte.

Isidor

Mein Name ist Hase. Ich wohne im Walde und weiß von nichts. Ich halte mich aus allem draus. Ich bin sozusagen politisch neutral. Wenn es mir Vorteile bringt, dann stelle ich mich auf irgendeinen Boden; am liebsten auf den der Tatsachen. Denn Tatsachen sind meistens golden. Ich bin der Meinung, daß ganz rechts und ganz links verboten werden müssen. Denn die Mitte ist ja an und für sich verboten. Wie gesagt, der Meinung bin ich. Ich bin mithin ein Realpolitiker. Das ist bequem und bringt wenig Gefahren, und vor allem ernährt es den Mann.

Angenommen ich wohnte nicht mehr im Walde, sondern in China. Irgendein Glück oder Unglück hätte mich dahin verschlagen. Nehmen wir das einmal an. Das wäre ja furchtbar peinlich. Denn in China sind bekanntlich alle Menschen Chinesen; selbst der Kaiser ist ein Chinese. Ich würde also schwer auffallen. Denn ich heiße ja Hase und sehe aus, als ob ich ein Deutscher wäre. Man würde mich also sofort als solchen erkennen können. Ja, ich glaube, die Kinder würden auf der Straße stehenbleiben und rufen: „Das ist ja Hase!"

Aber auch da wüßte ich mir zu helfen. Ich ließe mir einen langen Zopf wachsen, träte aus dem deutschen Aussehen aus, legte meinen ehrwürdigen Namen Hase ab und nennte mich: „Wukiutschu". So nennte ich mich. Und wenn mich dann noch jemand „Hase!" riefe, dann würde ich sehr böse sein.

Angenommen ich wohnte dann in Schanghai, und mein Vater wohnte noch im Walde, ich würde das vom Walde gar niemandem sagen; im Gegenteil! Ich würde so tun, als hätten wir seit Urväter Zeiten in Schanghai gewohnt, ja, ich würde es als eine Beleidigung empfinden, wollte man das anzweifeln. Und dann, wieder angenommen, müßte es der Zufall wollen, daß in Schanghai der Polizeipräsident stürbe; oder daß er sich moralisch vergiftete an einem geschenkten goldenen Zahnstocher. Und dann, wieder angenommen, riefen alle Chinsen: „Wukiutschu soll unser Führer sein!"

Ich wäre dann Polizeipräsident von Schanghai und wüßte nicht wie. Polizeipräsident sein, ist etwas Schönes. Man hat dann die Macht in der Hand und kann damit schalten und walten, wie man will. Das heißt, wenn die anderen sich das gefallen lassen. Aber das müssen sie ja wohl. Wenn sie so dumm sind und sagen: „Wukiutschu

soll uns führen!", dann müssen sie eben mit Hase zufrieden sein. Und wer nicht zufrieden ist, dem werde ich schon nachhelfen, denn Unzufriedene gibt es bekanntlich immer. Ich werde deshalb dekretieren:

„Es ist verboten, unzufrieden zu sein!

Wukiutschu."

Und dann werde ich regieren. Ich weiß, das ist nicht so einfach, wie es sich anhört. Da werden Leute kommen und sagen:

„Was will Wukiutschu? Er ist ja gar nicht aus unserem Volk! Wukiutschu heißt eigentlich Hase und wohnte im Walde. Er hat sich bei uns dazwischengedrängt. Wir sitzen schon tausend und mehr Jahre auf chinesischem Boden. Unsere Väter haben dieses Land urbar gemacht und, wenn es not tat, seine Scholle mit dem Leben verteidigt. Damals wohnte Wukiutschu noch im Walde, und jetzt tut er so, als sei er immer unter uns gewesen. Herunter mit ihm vom Thron! China den Chinesen!"

Das ist dann für mich natürlich furchtbar peinlich. Denn wenn man mir den Zopf abschnitte, dann würde jedes Kind sehen, daß diese Leute recht haben. Aber .das geht doch nicht. Ich bin ja doch Polizeipräsident, und als solcher habe ich Anspruch auf Respekt. Deshalb werde ich dekretieren:

„Wer mir noch einmal ‚Hase!' nachruft, der hetzt zum Klassenkampf auf. Ich verbiete das, und wer mein Gesetz übertritt, den sperre ich ein! Wukiutschu."

Und dann habe ich Ruhe. Dann strahle ich in der Würde meines Amtes, lasse die chinesischen Kulis vor mir strammstehen, empfange Ozeanflieger und bin auf jedem Bankett dabei. Mein Zopf wächst immer länger, und bald denkt keiner mehr daran, daß ich einmal Hase hieß. Und die Unzufriedenen sterben auch einmal aus, und dann ist die Unzufriedenheit aus der Welt.

Dann erst beginnt das Leben in Schönheit und Würde.

Zudem bin ich Wegbereiter. Man muß schon wie ich von nichts wissen, um fest und unerschütterlich daran glauben zu können.

Aber wie gesagt, das ist ja alles nur angenommen.

Denn da wären die Chinesen schön dumm, wenn sie mir das mit dem Wukiutschu glaubten und mich zum Polizeipräsidenten machten.

Nein, so dumme Menschen gibt es nicht.

Das ist ja alles nur ein Märchen.

Ich bin kein Chinese und wohne nicht in Schanghai. Ich heiße nicht Wukiutschu, sondern Hase.

Ich wohne im Walde und weiß von nichts.

15. August 1927.

Angenommen!

Ich heiße Fridolin — beispielsweise. Und spiele eine Rolle in dieser Republik.

Eine Gruppe von Menschen setzt sich nun in den Kopf, ich heiße Max und nicht Fridolin. Wo ich geh' und stehe, da tritt mir einer dieser närrischen Kerle entgegen, lächelt mir dummdreist ins Gesicht und sagt: „Guten Tag, Max!" Oder: „Ei, sieh da, Max!" Oder: „Vorsicht, da kommt Max!" Was soll man dagegen machen? Ich würde es zuerst mit Güte versuchen, würde stehenbleiben, freundlich lächelnd den Hut lüften und erklären: „Mein Herr, Sie befinden sich im Irrgarten. Ich heiße Fridolin und nicht Max." Vielleicht würde er ein Einsehen haben. Vielleicht würde er auch den Hut lüften und mir erwidern: „Siehst du, Fridolin, das mit dem Max war nur so eine Marotte von mir; sei mir nicht böse, ich wollte dir nicht zu nahe treten." Darauf ich: „Aber, aber! Max ist doch auch ein Name. So oder so. Ich sagte dir das nur der Ordnung wegen."

Vielleicht aber träfe ich auch einmal auf einen, der auf meine Korrektur grinsend zur Antwort gäbe: „Fridolin hin, Fridolin her! So wie du aussiehst, so heißt man Max. Was kann ich dafür, daß dein Vater dir nicht den Namen gab, der zu dir paßt?"

Damit würde ich mich wohl oder übel abfinden müssen. Ich würde weder mit dem Gummiknüppel schlagen noch die Gerichte in Bewegung setzen. Ich würde lediglich konstatieren: „Schön, also Max! Einigen wir uns. Was soll das Streiten? Es ist so genug Zank in der Welt!"

Wenn jemand mich Max nennt, dann ist er ein Sonderling — oder er hat seine Gründe dafür. Was scheren mich seine Gründe? Ich bleibe ich, ob Fridolin oder Max.

Warum ruft uns der Berliner Vizepolizeipräsident Dr. Bernhard Weiß vor den Richter, bloß weil wir ihn Isidor nennen? Findet er etwa, daß dieser Name nicht auf ihn paßt? Oder paßt er nur allzu gut auf ihn? Weil Isidor eine Umschreibung für Jude sei? Ja, ist denn Judesein etwas Minderwertiges? Herr Weiß wird doch wohl

nicht bezweifeln wollen, daß er ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und jüdischen Aussehens ist, aus dem man gewiß drei machen könnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, gegen die gute Sitte des kleinasiatischen Ponims zu verstoßen? Sein Konterfei ist der mit mathematischer Genauigkeit durchgeführte Beweis für unsere Behauptung, daß auf dem Sessel des Berliner Vizepolizeipräsidenten ein Repräsentant alttestamentarischer Tradition sitzt. Darüber kann es keinen Disput mehr geben. Zudem war ja sein Vater, der Synagogenvorsteher Weiß, noch vom Metier. Seit wann ist es eine Schande in der Novemberdemokratie, Jude zu sein? Wenn nicht, warum regt Herr Bernhard Weiß sich darüber auf, daß wir nicht müde werden zu erklären, daß er einer ist? Wer von euch, ihr Männer, würde betroffen nach dem Kadi schreien, sagte man ihm unverblümt: „Du bist ein Deutscher!" Im Gegentum! Im Gegentum! Stolz würden wir alle aufstehen und bekennen: „Jawohl, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle!" Warum tut Herr Bernhard Weiß angesichts seines unmißverständlichen Ponims nicht ein Gleiches? „Jawohl, ein Jude vom Scheitel bis zur Sohle?!"

Warum läßt er einem kleinen Zeitungshändler zwei Monate Gefängnis aufbrummen, bloß weil der sein Konterfei rot umrandet durch die Straßen Berlins getragen hat? Kann dieser Zeitungshändler dafür, daß Herr Bernhard Weiß so aussieht, wie er aussieht? Mir wird vor einigen Tagen vom Untersuchungsrichter eine Karikatur des „Angriffs" vorgehalten, auf der Orje einem Esel ein Schild zeigt mit der Aufschrift: „Mit dem Ausnahmezustand kann jeder Esel regieren!" Ich soll Antwort geben auf die Frage: „Und da wollen Sie im Ernst abstreiten, daß dieser Esel Ähnlichkeit mit dem Berliner Vizepolizeipräsidenten Dr. Weiß hat?" Dieses „Angriff"-Exemplar kam direkt aus dem Allerheiligsten des Polizeipräsidiums, die in Frage stehende Karikatur war von IHM selbst rot angekreidet. Haben wir ein Recht zu der Annahme, daß Herr Weiß selbst der Entdecker dieser angeblichen Ähnlichkeit ist?

Und überhaupt, was sollen wir denn machen? Verzichten können und wollen wir nicht darauf, unseren Lesern zu zeigen, wie die Berliner Regierer aussehen. Alle, die Herrn Weiß schon einmal zu besichtigen die Ehre hatten, loben die frappante Ähnlichkeit unserer Darstellung mit dem Original.

Als vor einigen Wochen das „8-Uhr-Abendblatt" eine wüste Kari-

katur von meiner Bescheidenheit brachte, da haben wir sie in unseren Spalten veröffentlicht und daneben ein unverfälschtes Photo. Wir sind bereit, ein gleiches Verfahren Herrn Weiß gegenüber anzuwenden, wenn er uns ein Photo zur Verfügung stellt. Wir werden dann gleich ein Preisausschreiben daraus machen:

„Die Aufgabe ist, herauszufinden, was ist Photo, und was ist Karikatur?"

Den Namen Isidor aber werden wir uns wohl verkneifen müssen. Wenn Herr Weiß behauptet, er hieße gar nicht so und habe auch nie so geheißen, dann machen wir ihn bescheiden auf ein Sprichwort aufmerksam:

„Wenn es nicht wahr ist, dann ist es gut erfunden."

Und ist der Berliner Vizepolizeipräsident denn ein so humorloses Lebewesen, daß er nach den Richtern schreit, um selbst den Volkswitz in Ketten zu legen?

Arme Demokratie! Sie kann schon keinen Isidor mehr verdauen. Und dabei haben wir doch vor, ihr noch ganz anderen Rizinus ins offene Maul zu schütten!

9. April 1928.

Weil es so schön war!

Hochzuverehrender Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß!

Mit tiefem Bedauern habe ich in der Zeitung gelesen, daß Sie gelegentlich eines Umzuges der Roten Frontkämpfer in ein Handgemenge der Schupo mit den politischen Kindern Ihres Freundes Severing hineingeraten sind und dabei leider — verzeihen Sie den harten Ausdruck — etwas aufs Dach bekommen haben. Zwar nicht so, daß Sie dabei ernstlich Schaden genommen hätten, gottlob! Aber immerhin doch so, daß Sie, wie Sie selbst im „Berliner Tageblatt" erzählen, „von einem jüngeren Schutzpolizisten mehrmals mit voller Kraft mit dem Gummiknüppel über den Rücken und linken Arm geschlagen wurden. Die Schläge sind mit solcher Roheit ausgeführt worden, daß die ganzen Stellen an meinem (also Ihrem!) Körper stark blutunterlaufen sind". Das alles mußte ich zu meinem Leidwesen vernehmen. Wir hatten in der letzten Nummer des „Angriff" nicht genügend Zeit und Raum, diese bedauerliche Entgleisung in der sonst Ihnen gegenüber gepflegten Breite und mit dem nötigen Ernst entsprechend zu würdigen. Wir mußten uns mit einem Ihrer Rasse-

genossen, der leider noch entgegen der von Ihnen geübten Praxis seinen diffamierenden Vornamen trägt, dem Vorsitzenden des Warenhausverbandes Isidor Bach, des längeren auseinandersetzen. Und Sie kamen dabei zu kurz. Niemand bedauert das mehr als ich. Ein altes Sprichwort sagt, man soll die Feste feiern, wie sie fallen. Aber ein Osterei zu Pfingsten ist auch noch ein Geschenk, wenn es nur mit Hingebung und Liebe dargebracht wird. Sie können und werden uns nicht in Verdacht haben, daß wir der Hingebung und Liebe ermangelten, wenn wir jetzt noch einmal auf dieses peinliche Mißgeschick ausführlich zu sprechen kommen, das Ihnen — Gott sei's geklagt — widerfahren mußte.

Der Gummiknüppel ist nur dann angenehm, wenn er auf dem Rükken des anderen tanzt. Sie werden das bereits seit langem wissen; denn bisher waren ja nur wir Berliner Nationalsozialisten die Gesegneten, und Sie selbst kommandierten. Seit Ihrem Unglück haben nun auch wir dankbar von jener Tatsache Kenntnis genommen. Der gewiß auch Ihnen nicht unbekannte Dichter Christian Morgenstern erzählt in einem seiner neckisch-abstrusen Gedichte, wie der Gaul des Tischlers Bartels die Treppe zur Wohnung des Herrn Professors Stein heraufklappert, bescheiden anklingelt und dem öffnenden Dienstmädchen erklärt, er sei derselbige Gaul, der dazumal die Tür- und Fensterrahmen brachte. Der Herr Professor Stein kann dazu nur lakonisch verzweifelt sagen: „Das war ein unerhörtes Erlebnis." So ungefähr war mir zumute, als ich Ihr blutunterlaufenes Unglück erfahren mußte. Ein unerhörtes Erlebnis!

Ich bin kein Aristophanes, die Satire dieser Karambolage zu schreiben. Aber vor solch überwältigender Macht des Schicksals, da wird der Blinde sehend, da stimmt der Stumme ein Tedeum an, da wird der Amusos zum Homer und der Theaterportier zum Komödienschreiber. Das durfte nicht kommen!

Das hatten wir in unseren kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt. Hätte uns das einer zwei Tage vor dem Ereignis prophezeit, wir hätten seine blühende, ausschweifende Phantasie, sein krankhaft gesteigertes Vorstellungsvermögen auf das tiefste bewundert oder gar beklagt. Hätte einer von uns den in Frage kommenden Gummiknüppel geschwungen, gut, schön, man hätte seine Vermessenheit notiert, vielleicht auch wäre ein Rohling unter uns festzustellen gewesen, der da erklärt hätte: Schad't ihm nichts: verdient hat er's!

Aber einer von Ihren eigenen Soldaten! Erkennt seinen Präsidenten nicht und knüppelt drauf los, als sei der ein Deutscher; schreit ihm noch dazu wutverzerrt ins lädierte Gesicht: „Was, du Affe? Auch noch Polizeipräsident will er sein, der Jud'? 'rin in die Fresse!"

Das ist ergreifend und tröstlich zugleich. Das ist der Höhepunkt! Drüber geht's nimmer, sagt man in München. Das ist zum Auswachsen, zum Auf-die-Bäume-Klettern. Ein Zeitgenosse schreibt mir — warum wohl mir? — am anderen Tag: „Ihnen hat das Glück gelächelt!" Gelächelt? Arme deutsche Sprache! Geschrien, getobt, um sich geschlagen, gebrüllt hat es vor Lachen!

Jener Polizeimann hat sich ein historisches Verdienst erworben. Er hat die Tragikomödie neudeutscher Demokratie geschrieben mit dem einzigen Schreibinstrument, das dafür in Frage kam: mit dem Gummiknüppel.

Das wollen wir diesem wackeren grünen Soldaten nie vergessen.

Ich bin mit republikanischen Grüßen und mit dem Wunsch auf noch recht lange segensreiche Zusammenarbeit mit Ihnen

voll der gebührenden Hochachtung . . .

18. Juni 1928.

Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhält?

Wieso? Isidor? Jawohl, Isidor! Ich wag's mit Sinnen. Ich breche den Bann. Im feigen Schutz der Immunität nenne ich das Kind beim Namen. Isidor! Das O ist ganz lang zu ziehen und das R zu rollen, dann klingt dieser Name wider von unaussprechlicher Süße und Kraft. Das Geschenk des Ostens! Das Angebinde der Sonnengöttin! So ähnlich müßte die Übersetzung ins Deutsche lauten. Man kann diesen Namen gar nicht wortwörtlich übertragen. Dann verliert er mit einem Male seine magische Bedeutung. Um diesen Namen rankt sich eine ganze Welt. Der Name ist Programm sozusagen. Nicht erst von heute, schon seit Hunderten von Jahren. Dieses Programm hat nicht gerade rühmlich abgeschnitten in der Vergangenheit. Kann man es da der Gegenwart verdenken, wenn sie sich nicht damit identifizieren läßt?

Isidor bleibt Isidor! Nase ist Nase. Das kommt weder vom Klima noch von den ökonomischen Verhältnissen. Es gibt lange und kurze Nasen, breite und schmale, geschwungene und stumpfe, spitze und

platte, rote, blaue und grüne; man könnte ein Buch über Nasen schreiben, ein interessantes, lehr- und aufschlußreiches Buch. Darin müßte eine Nase verzeichnet werden, die es nur einmal gibt, eine historische Nase sozusagen, eine Nase mit Geschichte, mit Tradition, eine, die mehr bedeutet als bloßes Riechorgan; eine Nase, die wahrscheinlich vom Verschönerungsbeirat der Natur erdacht und erfunden worden ist; von architektonischem Wert, wenn man so sagen darf. Diese Nase kennt jeder, ohne daß man sie nennt. Finden Sie, daß diese Nase sich richtig verhält? Ich sage ja. Diese Nase ist nicht meine Nase. Aber trotzdem könnte meine Nase es nicht besser mit uns meinen als diese Nase.

Am 5. Mai 1927 wurden wir als Partei verboten. Prost Nase! Das Verbot dauerte ein ganzes Jahr. Als es aufgehoben wurde, waren wir dreimal so stark, wie als es erlassen wurde. Man zerrte uns während des Verbots Dutzende Male vor den Kadi, wir bekamen Geld- und Gefängnisstrafen die Menge. Wir kannten uns kaum noch in unseren eigenen Prozessen aus, unsere Namen wurden durch die Öffentlichkeit gezerrt, jeder Husten von uns wurde peinlich genau in der Journaille registriert. Man verbot uns den Mund und flocht damit einen unverdienten Lorbeerkranz um unsere Stirne. Ergebnis: Berlin begann von uns zu sprechen. Wir machten als Bäckerdutzend mehr von uns reden als die anderen großen Parteien. Die Öffentlichkeit trat uns entgegen mit Haß oder Liebe, niemals aber mit jener stumpfen Gleichgültigkeit, die jeder Entwicklung den Tod bringt.

Einer schwang über uns den Knüppel, wir sagten: „Danke schön, es tat nicht allzu weh!", aber wir wurden unter seinen Schlägen hart und bedingungslos. Als das Maß unserer Sünden voll war, bewilligte der Reichstag eine Amnestie, 68 Verfahren und Strafen wurden gnädigst niedergeschlagen und erlassen. Wir strichen den Ruhm ein und die Nasen die Blamage.

Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhalten hat?

Prost Nase! Wir sind nicht so. Wir schwingen nur gegen den die Narrenpeitsche, von dem wir wissen, daß er sich darüber grün und blau ärgert. Und hier glauben wir das zu wissen.

Die Politik, die die roten Kaiser von Berlin bis jetzt gegen uns betrieben haben, ist falsch gewesen. Wir raten den Herren, sie einer ernsten Revision zu unterziehen. Sie war diktiert von persönlichem Haß, nicht von jener eiskalten, nüchternen Logik, die zur rechten Zeit

die rechten Entschlüsse faßt, sachlich, streng und mathematisch sicher. Man wollte aus rassischen Minderwertigkeitskomplexen heraus Rache an uns nehmen, man tat das im Zorn, im Eifer, im Durst nach Blut, im Rausch der Macht. Man bot dabei schwache Stellen, und da haben wir unbarmherzig hineingeschlagen, nüchtern, kalt lächelnd, grausam und berechnend. Mit jener messerscharfen Logik, die der Revolutionär als stetes Unterpfand zum letzten Siege dem Satten voraus hat. Rache ist ein Gericht, das wird kalt genossen. Je leichtsinniger die Nasen das vergaßen, um so tiefer grub es sich in unsere Hirne und Herzen ein. Unsere Rache heißt Erfolg. Er ist verbürgt in unserem Glauben an die gute Sache, im Können unserer Köpfe, im Fanatismus unserer Fäuste, im Opfermut der Gefolgschaft und im draufgängerischen Heroismus derer, die an der Spitze stehen.

Dazu kommt als ausschlaggebender Faktor: die Dummheit unserer Gegner. Nur weiter so!

Ich finde, daß Isidor sich richtig verhält.

29. Oktober 1928.

Rund um den Alexanderplatz

„Isidor: das ist kein Einzelmensch, keine Person im Sinne des Gesetzbuches."

„Isidor: das ist kein Einzelmensch, keine Person im Sinne des Visage. Isidor ist das von Feigheit und Heuchelei entstellte Ponim der sogenannten Demokratie, die am 9. November 1918 leere Throne eroberte und heute über unseren Häuptern den Gummiknüppel der freiesten Republik schwingt.

Isidor heißt zu Deutsch: das Geschenk des Ostens. Kein Name charakterisiert das Deutschland von heute so treffend wie dieser."

So beginnen wir unser „Buch Isidor". Der Berliner Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß, der bekanntlich der Sohn eines Synagogenvorstehers ist, hat alle Minen springen lassen, um dieses Buch zu beschlagnahmen. Er fühlte sich nämlich ganz zu Unrecht dadurch betroffen und befand sich dabei in der Rolle jenes Mannes, der in einer großen Menschenmenge den Ruf „Isidor" hörte und laut „hier!" rief, obzwar er Bernhard hieß.

Es ist ihm vorbeigelungen. Das Buch bleibt frei. Es gibt noch Richter in — München.

Was sagt ihr dazu? Und daß ein bayerisches Schwurgericht in

einem Prozeß, den besagter Polizeivizepräsident gegen einen führenden Parteigenossen anstrengte, als wahr unterstellt, daß er die nationalsozialistische Bewegung in Berlin hemmungslos verfolgt? Das sind Sachen! Es hagelt diesem Auserwählten in letzter Zeit derartig krachend ins Kontor, daß man meinen sollte, er und seine Brotgeber hätten bald genug davon.

Das war so eine schwierige Geschichte dazumal, als in der „Berliner Illustrierten" ein schreckliches Bild einer Femegerichtssitzung „der Ritter vom feurigen Kreuz" erschien. Warum mußte es auch so bald und so unwiderleglich herauskommen, daß das Berliner Polizeipräsidium dieses Bild auf Geheiß seines jüdischen Vize von seinen Beamten hatte stellen lassen.

Von da ab wollte ihm nichts mehr gelingen.

Aus diesem Polizeipräsidium kam am 5. Mai 1927 das Verbot der NSDAP. mit einer Begründung, die jedem juristischen Prüfling die Note 5 eingetragen hätte. Wir protestierten; der Einspruch liegt heute noch — es ist fast schon zwei Jahre her — beim Oberverwaltungsgericht. Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Im Kölling-Hoffmann-Prozeß bekleckerte sich dieser edle Vertreter des novemberlichen Deutschlands seine Weste derartig mit Kaffeeflecken, daß es einen Hund erbarmen konnte. Es war einfach zum Weinen. Die nationalen Blätter schlugen einen Mordslärm, und selbst die Judenpresse wußte nichts Besseres zu tun, als betreten zu schweigen. Der bekannte Sturm der Entrüstung ging durch die deutsche Öffentlichkeit. Hoffmann machte eine freundliche Verbeugung und warf der Demokratie den Bettel vor die Füße. Aber Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Seine eigene Schupo verprügelt ihn bei einer Kommunisten-Demonstration. Die wackeren grünen Soldaten können unmöglich eine Ahnung davon haben, daß das ihr Polizeipräsident ist. Der Betroffene entblößt vor der Öffentlichkeit seinen striemenüberdeckten Rücken, und die Judenpresse kommentiert schluchzend: „Sehet, welch ein Mensch!" Durch ganz Deutschland dröhnt ein homerisches Gelächter der Schadenfreude.

Die Sage von seinem überentwickelten Nasenprofil dringt nun selbst in die Asphaltpresse. Wir sahen in der „Nachtausgabe" seine Karikatur, handfest und sicher gezeichnet von einem seiner Rassegenossen, daher durchaus authentisch und unverdächtig. Hätten wir

ihn so gebracht, er hätte uns wieder einmal vor den Kadi geschleppt. Wir sahen ihn im „Modespiegel" des „Berliner Tageblatts". So gemein haben selbst wir ihn niemals dargestellt, wie er hier von der Mischpoche gezeichnet wurde. Und dabei so natürlich. Er küßt gerade einer Filmdiva die Hand, das heißt er versucht das, ohne vor lauter Nase dazu zu kommen.

Dieser Mann steht an der Spitze der reichshauptstädtischen Polizei, kommandiert, ich weiß nicht wieviel zehn Regimenter Schupo, ist bei jedem Ball und jedem Empfang als Repräsentant der Reichsmetropole dabei und spricht im Namen von viereinhalb Millionen deutschen Berlinern. Unter seiner Führung ist die Berliner Polizei zur Knüppelgarde geworden.

Wir haben dieses skandalöse System seit drei Jahren auf das erbittertste bekämpft und müssen nun zu unserem innigsten Bedauern erfahren, daß heute selbst in Kreisen, die uns weltweit fernstehen, die Überzeugung sich Bahn bricht, daß Herr Dr. Bernhard Weiß anfängt, fürchterlich zu werden.

Wird man ihm demnächst den Laufpaß geben? Wir hörten davon. Wenn ja, warum? Wer verdirbt uns so das Konzept und erledigt Aufgaben, die wir uns vorbehalten möchten? 11. März 1929

An der Klagemauer

Es geschehen noch Zeichen und Wunder in Deutschland. Das Reichsgericht in Leipzig hat zu Recht entschieden, daß die Bezeichnung Jude für einen Juden — keine Beleidigung darstellen könne, und eine dahingehende Klage des Berliner Polizeivizepräsidenten Dr. Weiß zurückgewiesen. Es könne, so meinte der hohe Gerichtshof, unmöglich angehen, daß ein Jude sich dadurch beleidigt fühle, daß man ihn eben einen Juden nenne, gleich so wie ein Katholik eben ein Katholik und ein Protestant eben ein Protestant sei und sie anstandslos als solche auch bezeichnet werden dürften.

In der Tat, ein geradezu revolutionär anmutender Urteilsspruch, ein Urteilsspruch, der alle geheiligten demokratischen Traditionen einfach über den Haufen wirft. Das war kein Salomon, der da in Leipzig Recht gesprochen hat, und wenn wir gut unterrichtet sind, dann wird es mit seiner Karriere sehr bald getan sein. Wohin sollte das auch führen, wenn man in der Republik alles so benennen darf, wie es aussieht: Barmat einen Schieber, die hohen Würdenträger, die sich von

ihm aushalten und bestechen ließen, pflichtvergessene und ehrlose Lumpen, die Demokratie organisierten Müßiggang und form- und systemgewordene Korruption, das Parlament einen Augiasstall, dessen Mistgeruch geradezu gegen den Himmel stinkt? Welche Perspektiven eröffnen sich da lüsterner und erfolgshungriger Oppositionsdemagogie! Wo ward es je erhört, daß man so und ungestraft mit dem seit dem November 1918 verankerten Recht einer Handvoll gewerbsmäßiger Betrüger Schindluder treiben könnte?

Und doch hat sich dieser hohe Gerichtshof ein Verdienst erworben: er hat die von den Juden selbst zu Beweis erhobene Inferiorität ihres eigenen Daseins kaltlächelnd wegdisputiert. Und wenn die deutsch geschriebene Börsenpresse ob dieses Urteilsspruches in die vorschriftsmäßige republikanische Entrüstung verfiel und in die gesamte Kulturmenschheit hineinschmetterte, diese Begründung sei im höchsten Grade antisemitisch, und, da das ja im Novemberdeutschland damit identisch ist, staatsgefährlich, so meinen wir, das genaue Gegenteil davon feststellen zu können. Wir glauben, daß nicht der Richter antisemitisch sei, der die Klage eines Juden, den man einen Juden nannte, zurückweist, sondern eben dieser Jude selbst. Beleidigen kann mich immer nur jemand, der mir etwas nachsagt, was ich nicht bin oder nicht an mir habe, und selbstverständliche Voraussetzung dabei ist, daß ich, träfe das mir Nachgesagte zu, darin etwas Ehrenrühriges erblickte. Will Herr Dr. Weiß etwa behaupten, er sei kein Jude, und wenn nein, will er dann etwa unterstellen, daß Judesein etwas Minderwertiges bedeutet? Wenn ja, warum schlägt er uns, die wir Antisemiten sind? Er stempelt sich ja durch diese Praktiken selbst zum blindwütigsten Judengegner.

Wie herrlich weit haben wir es schon gebracht: unsere unermüdliche Aufklärungsarbeit über die innere Wesenheit des Juden hat in den breiten Volksmassen schon so erstaunlich gewirkt, daß keiner mehr Jude sein will, nicht einmal der, dem man's ansieht, und so man sich darauf versteht, auch anriecht. Sie alle hängen sich den Mantel der Staatsangehörigkeit um, binden sich die Maske der Mitbürgerschaft vor und singen laut im Chorus: Ich bin ein Deutscher! Unangenehm, wenn dann so ein Rassefanatiker kommt und dem falschen Siegfried die Tarnkappe herunterreißt.

Herr Dr. Weiß ist sichtlich vom Pech verfolgt. Der Fall Kölling-Hoffmann, das striemenüberdeckte Rendezvous mit seiner eigenen

Knüppelgarde, die Sache mit Selma Cohn, das ist ja einfach Puppe, würde der Berliner sagen. Und nun noch diese blamable Abfuhr in Leipzig. Sic transit gloria mundi!

Als wir in Berlin mit der Arbeit anfingen, da war er noch in weitesten Kreisen unbekannt und führte sein griechisches Profil unter Ausschluß der Öffentlichkeit spazieren. Und heute? Jedes Kind kennt ihn. Auf der Straße die Schusterjungen rufen ihm nach: „Ist das nicht der Mann, der es fertigbrachte, sich selbst zum Gespött der Menschheit zu machen?" Wie könnte es auch anders sein? Der Dr. Weiß gehört zu jenen beneidenswerten Exemplaren menschlicher Spezies, die keinen Spaß vertragen können. Er ist ein gänzlich humorloses Lebewesen. Wenn ihm jemand auf die Hühneraugen tritt, dann wartet er nicht ab, ob dieser jemand freundlich oder höhnisch lächelnd Pardon sagt, sondern er läuft gleich zum Staatsanwalt und petzt. Wir kennen ihn eigentlich nur greinend und flennend an der Klagemauer. Ja, mehr noch, wenn ihn irgendwo der Schuh drückt, dann glaubt er, es habe ihn einer auf die Hühneraugen getreten, und da er von vornherein davon überzeugt ist, daß dafür nur wir in Frage kommen — wer sollte sich auch anders dazu verstehen —, geht er hin und klagt. Er kann sich das leisten. Die Republik bezahlt seine Beleidigungsprozesse.

Dabei bemerkt er gar nicht, wie unsäglich lächerlich die Rolle ist, die er selbst dabei spielt. Er petzt, weil man ihn Jude nennt, obschon er einer ist, er flennt, weil man ihn .... ruft, obschon er so aussieht, als hieße er so, und er sich eigentlich nur pro forma auf seinen amtlich geschützten und staatlich patentierten Namen „Bärenherz" berufen kann. Und dann steht er an der Klagemauer und weint.

Und umgekehrt ist er selbst gar nicht so zimperlich, wenn er auf die andern einschlägt. Wir verargen ihm das nicht, da wir darin nur einen Beweis dafür sehen, daß unsere Hiebe gesessen haben, und daß der Empfänger wütend ist. Er nannte mich beispielsweise kürzlich in der C.V.-Zeitung „einen der übelsten antisemitischen Hetzapostel". Danke schön! Ich kann also feststellen, daß er sich geärgert hat.

Nun aber sollte ich mich einmal unterstehen, den Spieß umzudrehen, und etwa behaupten, Herr Dr. Bernhard Weiß sei „einer der übelsten Juden, die in Deutschland Gastfreundschaft mißbrauchen".

Ich wette tausend gegen eins: morgen stände er wieder an der Klagemauer.

6. Mai 1929.

Die Juden

Sie hatten das Kriegsgeschäft gemacht, um in das größere Geschäft der Revolution hineinzusteigen. Sie wurden die Vertrauensleute, Geldgeber und Gastgeber der sozialdemokratischen Minister. Parvus-Helphand, Kutisker, Sklarz, Sklarek, Barmat — ihre Namen phosphoreszierten von Fäulnis. Alles, was sie anfaßten, wurde faul.

Sie verschenkten goldene Zahnstocher und abgelegte Schlafanzüge an hohe Beamte.

Sie erleichterten Staatsbank und Stadtbank um Millionen.

In den Büchern der Gebrüder Sklarek fand man 15 000 Anzugskonten für Beamte der Stadt Berlin, Konten, die nur zu einem Bruchteil oder niemals beglichen wurden.

Sie brachten Mobilien und Immobilien in ihren Besitz; ganze Stadtviertel gehören ihnen noch heute.

Theater, Ausstellungen, Filmbühnen, Zeitungen und Rundfunk redeten ihre Sprache.

Berlin W wurde ihre Residenz.

Als die Nationalsozialisten vorrückten, erhob sich der jüdische Klageruf: Im Namen der Menschlichkeit!

Aber menschlich und politisch gab der Nationalsozialismus schon damals die Antwort, die ihnen heute das ganze Volk gibt.

Der Jude

Über alle Fragen wird in Deutschland offen diskutiert, und jeder Deutsche nimmt für sich das Recht in Anspruch, sich in allen Fragen so oder so zu entscheiden. Der eine ist Katholik, der andere Protestant, der eine Arbeitnehmer, der andere Arbeitgeber, der Kapitalist, der Sozialist, der Demokrat, der Aristokrat. Eine Festlegung nach dieser oder jener Seite hat für den Zeitgenossen nichts Entehrendes an sich. Sie geschieht in aller Öffentlichkeit, und wo die Gegensätze noch unklar und verworren erscheinen, da reinigt man sie durch Diskussionen in Rede und Gegenrede. Einzig ein Problem ist dieser öffentlichen Behandlung entzogen, und es wirkt schon aufreizend, es nur zu nennen: die Judenfrage. Sie ist tabu in der Republik.

Gegen alle Injurien ist der Jude immunisiert: Lump, Parasit, Betrüger, Schieber, das läuft an ihm herab wie Wasser an der Teerjacke. Nenne ihn Jude, und du wirst mit Erstaunen feststellen, wie er aufzuckt, wie er betroffen wird, wie er plötzlich ganz klein in sich zusammensinkt: „Ich bin erkannt."

Es ist zwecklos, sich gegen den Juden zu verteidigen. Er wird blitzschnell aus seiner Sicherheit zum Angriff vorgehen und mit seiner Rabulistik alle Mittel der Verteidigung beim Gegner zerbrechen.

Schnell macht er aus dem Gegner das, was der eigentlich an ihm bekämpfen wollte: den Lügner, den Unfriedenstifter, den Terroristen. Nichts wäre falscher, als wollte man sich dagegen verteidigen. Das möchte der Jude ja. Er erfindet dann täglich neue Lügen, gegen die sich sein Gegner nunmehr zur Wehr setzen muß, und das Ergebnis ist, er kommt vor lauter Rechtfertigung nicht zu dem, was der Jude eigentlich fürchtet: ihn anzugreifen. Aus dem Angeklagten ist nun der Ankläger geworden, und der drückt mit viel Geschrei den Ankläger in die Anklagebank hinein. So ging es bisher immer, wenn ein Mensch oder eine Bewegung sich unterstand, den Juden zu bekämpfen. So auch würde es uns gehen, wären wir nicht bis ins letzte über seine Wesenheit orientiert, und hätten wir nicht den Mut, aus dieser Erkenntnis unsere radikalen Schlüsse zu ziehen. Und die sind:

1. Man kann den Juden nicht positiv bekämpfen. Er ist ein Negativum, und dieses Negativum muß ausradiert werden aus der deutschen Rechnung, oder es wird ewig die Rechnung verderben.

2. Man kann sich mit dem Juden nicht über die Judenfrage auseinandersetzen. Man kann ja doch niemandem nachweisen, daß man das Recht und die Pflicht habe, ihn unschädlich zu machen.

3. Man darf dem Juden im Kampf nicht die Mittel zubilligen, die man jedem ehrlichen Gegner zubilligt; denn er ist kein ehrlicher Gegner; er wird Großmut und Ritterlichkeit nur dazu ausnutzen, seinen Feind darin zu fangen.

4. Der Jude hat in deutschen Fragen nicht mitzureden. Er ist Ausländer, Volksfremder, der nur Gastrecht unter uns genießt, und zwar ausnahmslos in mißbräuchlicher Weise.

5. Die sogenannte religiöse Moral des Juden ist keine Moral, sondern eine Anleitung zum Betrug. Deshalb hat sie auch kein Anrecht auf Schutz und Schirm der Staatsgewalt.

6. Der Jude ist nicht klüger als wir, sondern nur raffinierter und gerissener. Sein System kann nicht wirtschaftlich — er kämpft ja wirtschaftlich unter ganz anderen Moralgesetzen als wir —, sondern nur politisch gebrochen werden.

7. Ein Jude kann einen Deutschen gar nicht beleidigen. Jüdische Verleumdungen sind nur Ehrennarben für einen deutschen Judengegner.

8. Der Wert eines deutschen Menschen oder einer deutschen Bewegung steigt mit der Gegnerschaft des Juden. Wird jemand vom Juden bekämpft, so spricht das absolut für ihn. Wer nicht vom Juden verfolgt oder gar von ihm gelobt wird, der ist nutzlos und schädlich.

9. Der Jude beurteilt deutsche Fragen immer vom jüdischen Standpunkt aus. Deshalb ist meist das Gegenteil von dem, was er sagt, richtig.

10. Man muß zum Antisemitismus ja oder nein sagen. Wer den Juden schont, der versündigt sich am eigenen Volk. Man kann nur Judenknecht oder Judengegner sein. Die Judengegnerschaft ist eine Sache der persönlichen Sauberkeit.

Mit diesen Grundsätzen hat die judengegnerische Bewegung Aussicht auf Erfolg. Und eine solche Bewegung wird vom Juden deshalb auch nur ernst genommen und gefürchtet.

Daß er dagegen lärmt und aufbegehrt, ist nur ein Beweis dafür, daß sie richtig ist. Wir freuen uns deshalb darauf, umgehend auf diese Zeilen in den jüdischen Gazetten die diesbezügliche Quittung zu finden. Man mag dort Terror schreien. Wir antworten darauf mit dem bekannten Wort Mussolinis: „Terror? Niemals! Es ist Sozialhygiene. Wir nehmen diese Individuen aus dem Umlauf, wie ein Mediziner einen Bazillus aus dem Umlauf nimmt."

21. Januar 1929.

Prozesse

Ein Sechzigmillionenvolk hält geschlossen, Mann und Weib, Greis und Knabe, einer ganzen Welt von Feinden Stand und bietet dem Vernichtungswillen brutalster Gegner bis zum Verbluten Trotz. Dieses Volk wird nicht besiegt durch die Waffen feindlicher Heere, sondern erstochen mit dem Dolch der Zwietracht, der im eigenen Lande geschliffen wurde. Als die zehn Millionen Frontkämpfer nach Hunger, Opfer und namenloser Hingabe ins Vaterland zurückfluten, da finden sie den Dank derer, die zu Hause blieben:

Haß, Verleumdung, Schmach und Verrat.

Neue Gewalthaber setzen sich auf die leeren Throne, die kampflos von denen verlassen wurden, die nicht besser waren als die, die sie nun einnehmen. Betrug und Korruption und eine kapitalistische Ausbeutung legen sich wie ein Alpdruck auf dieses Heldenvolk, und bald ist alles das vertan, was die Väter einst erarbeiteten im Schweiß der Stirne. Tausende und Hunderttausende von ostjüdischen Schiebern schleichen wie eine Landplage über die Grenze: als arme, verlauste Lümpchen kommen sie, und nach zwei Jahren sind sie große Lumpen, avanciert zu Börsenmagnaten, und sie besitzen nunmehr Haus und Hof derer, die sie von Haus und Hof vertrieben, sind Freunde der höchsten Würdenträger und tun so, als wenn sie seit jeher Herren in diesem Lande gewesen wären und die anderen, die Blut und Leben dafür einsetzten, ihre Knechte.

Einer treibt es gar zu toll: Selbst die ihm feile Presse kann nicht mehr umhin, seine Skandale zu nennen: man zitiert ihn vor die Instanz, von der man einmal mit Stolz und Zuversicht sagte: „Es gibt noch Richter in Berlin!" Er jammert und winselt, was

er alles für dieses Volk — besser hätte er gesagt an diesem Volk — getan habe. Man ist milde und verurteilt ihn zu einer lächerlich geringen Strafe. Heute erholt er sich in der Charité von seinen Raubzügen gegen das deutsche Volk.

Iwan Boruch Kutisker! Ein Jude!

Ein anderer versteht sich besser auf den Rummel. Er macht Minister und ehemalige Reichskanzler — der erste Reichskanzler dieses Volkes hieß Otto von Bismarck — zu seinen Busenfreunden, schenkt höchsten Würdenträgern abgelegte Schlafanzüge und gebrauchte goldene Zahnstocher zum Andenken und macht sie sich damit gefügig. Sein System ist so gerissen, daß selbst der Listigste sich nicht mehr auskennt darin. Und als die Sache zum Klappen kommt, da füllen im Handumdrehen seine Heldentaten am deutschen Volk über vierzig Aktenbände. Der Prozeßfilm läuft nun schon über ein halbes Jahr ab. Das Ende wird sein: das Volk hat vergessen, und der Angeklagte wird freigesprochen.

Julius Barmat! Ein Jude!

In einer Nacht legt einer aus Geldsucht Bolzen auf eine Eisenbahnstrecke. Ein internationaler D-Zug findet hier ein kurzes Ende: Dutzende von Menschenleben bleiben dabei. Man macht diesem Burschen den Prozeß. Die kochende Volksseele fordert seinen Tod. Man tut ihr Genüge und spricht auf Tod. Ganz klein berichten die Zeitungen nach einigen Monaten, daß man ihn begnadigte:

Otto Schlesinger! Ein Jude!

Es gibt einige, die nicht so leicht vergessen. Sie tun sich zusammen und schreiben auf ihre Freiheitsfahne das stolze Wort: Arbeit und Brot! Man lacht sie aus. Als das nichts hilft, schickt man den roten Terror gegen sie. Als sie mit den Fäusten zur Abwehr bereitstehen, da schreit die feile Journaille: Terror! Mord! Aufruhr! Verbieten! Verbieten!

Man verbietet sie! Nichts ist leichter als das. Aber diese deutschen Einfaltsmenschen sind der irrigen Meinung, das sei kein Recht, wie es sie die Väter lehrten. Einmal laufen ihnen ein paar von diesen asiatischen Wüstenwanderern in die Quere, und als die ihnen, den deutschen Proleten und Frontkämpfern, zum Hunger und zur Verachtung noch den Hohn ins Gesicht schleudern, da schlagen sie, wie ehedem Michael Kohlhaas, mit der Faust darein.

Die Schieber rufen: Pogrom! in ihren feilen Gazetten. Deutsche Richter sitzen streng thronend zu Gericht. Das Urteil wird diktiert unter dem Gebot der Straße:

Neun Monate Gefängnis! Und die Journaille meint, das sei noch zu niedrig.

Du sollst keine Rache nehmen an deinen Vernichtern!

Max Hennig, Siegfried Zeuner, viele andere!

Deutsche Arbeiter!

Es gibt keine Richter mehr in Berlin!

11. Juli 1927.

Knorke!

Was ist knorke? Knorke ist zweimal so dufte wie schnafte, wird der Berliner zur Antwort geben. Aber was ist dufte und was ist schnafte? fragt der Mann aus der Provinz. Da wird ihm der Berliner sagen, daß man das mit Worten nicht erklären kann, das läßt sich nur durch Beispiele und Situationen illustrieren. Diese kleinen herzigen Adjektiva sind auf Berliner Boden gewachsen und können von dort nirgendwohin verpflanzt werden. Jedes Kind wendet sie hierzulande an, richtig, kernig, ulkig und schlagfertig. Aber was das übersetzt heißt, das vermag niemand zu sagen. Das muß man fühlen. Und wer das nicht fühlt, der ist eben doofer als doof.

Knorke ist die Rede des Grafen Pückler, die er in Berlin kurz vor seiner Internierung in einer Irrenanstalt gehalten hat, und die mir — ich verdanke es einem reinen Zufall — im Wortlaut vorliegt. Dieses seltsame Gemisch von richtigen und falschen Erkenntnissen, diese schneidige Art, mit den Vernichtern des deutschen Volkes Schlitten zu fahren, diese unbekümmerte Methode, die kaiserlichen Behörden auf den Arm zu nehmen und die hohe Polizei zu verkohlen, diese herzliche, dreiste, gottvolle, naive und durch keinerlei Sachkenntnis belastete, draufgängerische und tapfere Abrechnung mit dem Hebräer, der beim Kaiser zu Tisch sitzt und auch im alten Reich, wenn auch noch unerkannt für den geistigen Mittelstand, das Heft in der Hand hatte, und dann die „programmatischen" Maßnahmen, die der im Volksmund als „Dresch-Graf" bekannte rodomontierende Pückler gegen die überhandnehmende Judenpest empfiehlt: das ist

alles so erfrischend, so treu und unbekümmert, so labend und erquikkend, daß man dafür eben nur eine Bezeichnung finden kann: knorke!

Nichts liegt uns ferner, als uns damit zu identifizieren. Aber das ist eine historische Reminiszenz, die den Kenner innig schmunzeln läßt, und darüber hinaus: es ist doch was. Kein Programm, aber ein persönlicher Zornesausbruch, der zwar mittelalterlich anmutet, aber sonst doch nicht so ohne ist. Wir fühlen uns dabei erhaben über bürgerliche Ängste. Es ist ja heute so, daß der Spießer sein eigenes Vaterland, seine Ehre und sein Volkstum jahrzehntelang beschmutzen und verleumden läßt, daß er ruhig zuschaut, wie seine eigenen Volksbrüder durch ein mordendes Staats- und Wirtschaftssystem allmählich abgeschächtet und auf allen Gebieten enteignet werden, daß aber derselbe Spießer in heilige moralische Entrüstung verfällt, wenn sich der in den breiten Massen gesammelte Volkszorn ganz gegen den Willen der verantwortlichen Führer einmal Luft macht und rächende Vergeltung übt an den Urhebern und Nutznießern des großen Unglücks.

„Ich gebe euch zurück das gute Gewissen und den ehrbaren Namen. Ich gebe euch zurück das deutsche Vaterland und die Begeisterung für das Gute und Schöne. Ich gebe euch zurück das deutsche Haus, den deutschen Herd und die deutsche Familie. Ihr seid Sozialisten, aber ihr sollt trotzdem deutsch sein bis auf die Knochen. Ihr kämpft mit aller Energie gegen die Feinde des Vaterlandes. Ihr kämpft gegen die gemeinen Wucherer und Gauner, die jahrein, jahraus Tausende von deutschen Familien ins Elend stürzen. Ihr kämpft aber auch gegen die gewissenlosen Höflinge und gegen den Kaiser, gegen die verbummelte und verkommene Hofgesellschaft! Ihr seid die Retter des Vaterlandes, ihr seid die einzigen, auf die man sich heute noch verlassen kann!"

So spricht Graf Pückler lange vor dem Kriege zu deutschen Arbeitern. Ist das nicht knorke?

„Ich habe mir so ein kleines Schema ausgedacht, wie ich mir ungefähr bei einer kommenden Umgestaltung die Lösung der Judenfrage denke: Dieses Schema lautet folgendermaßen:

Paragraph 1. Jeder Jude darf bei der kommenden Abrechnung durchgehauen werden.

Paragraph 2. Jeder freche und unverschämte Jude wird aus Deutschland herausgeschmissen.

Paragraph 3. Jüdische Rechtsanwälte werden bei der kommenden Abrechnung in die Spree geworfen, dort, wo sie am tiefsten ist, damit die Lümmels von außen so schwarz werden, wie sie von innen sind. Denn schwarz wie der Deibel ist die Seele dieser gottvergessenen Halunken.

Meine Herren, wenn wir nach diesem schneidigen Programm hier in Berlin verfahren, dann sind wir die Bande bald los. Ich gebe Ihnen meine heilige Versicherung, Keile und Dresche sind den Asiaten auf die Dauer scheußlich unangenehm."

Ein Judenprogramm? O nein! Eine falsche, eine unannehmbare, eine barbarisch-mittelalterliche Methode, wogegen wir uns seit Jahren auf das heftigste zur Wehr setzen, und zwar deshalb, weil sie erfolglos ist, weil sie den Antisemitismus diskreditiert. Aber abgesehen von Programm und Methode, Hand aufs Herz und der Wahrheit die Ehre: Ist das nicht knorke? Ist das nicht zweimal schnafte, daß solche Töne vor dem Kriege von einem verrückten Außenseiter in der Reichshauptstadt angeschlagen wurden?

Und da will man uns als brutal und blutrünstig verschreien, die wir so sanft, so demütig, so human und gottesfürchtig sind? Was würdet ihr sagen, wollte einer von uns in diesem Stil gegen den Hebräer zu Felde ziehen? Seid dankbar, daß wir so gebildete, anständige und honette Leute sind.

Aber das lassen wir uns nicht nehmen: an diesem tollen Grafen unsere helle historische Freude zu haben. Er war doch ein Kerl in seiner knochenerweichten Zeit. Ein Kerl, der Mut hatte, der auch gegen das Kaiserhaus zu Felde zog, einer, der Unsinn machte und Blödsinn schwätzte, aber uns doch tausendmal lieber ist als all die Kreaturen, die vor lauter Zartheit das Vaterland verkommen ließen.

Dieser Graf Pückler war übriggeblieben aus dem Mittelalter. Er schlug Methoden vor, die im Dreißigjährigen Krieg angewandt werden konnten, als die Menschen noch roh, gemein, brutal und inhuman waren.

Aber daß so ein Kerl sich noch einmal ins zwanzigste Jahrhundert verirrte, das ist doch knorke: Nehmt alles nur in allem!

28. Januar 1929.

Warum sind wir Judengegner?

Wir sind Judengegner, weil wir Verfechter der Freiheit des deutschen Volkes sind. Der Jude ist Ursache und Nutznießer unserer Sklaverei. Er hat die soziale Notlage der breiten Volksmassen dazu mißbraucht, die unselige Spaltung zwischen rechts und links innerhalb unseres Volkes zu vertiefen, aus Deutschland zwei Hälften gemacht und damit den eigentlichen Grund zum Verlust des großen Krieges auf der einen und zur Verfälschung der Revolution auf der anderen Seite gelegt.

Der Jude hat gar kein Interesse an der Lösung der deutschen Schicksalsfragen. Er kann das gar nicht haben. Denn er lebt ja davon, daß sie ungelöst sind. Macht aus dem deutschen Volke eine einzige Gemeinschaft und gebt ihr die Freiheit vor der Welt, der Jude hätte keinen Platz mehr unter uns. Er hat also die besseren Trümpfe in der Hand, wenn ein Volk in innerer und äußerer Sklaverei lebt, als wenn es frei, tüchtig, selbstbewußt und geschlossen ist. Der Jude hat unsere Not verschuldet, und heute lebt er davon.

Das ist der Grund, warum wir als Nationalisten und Sozialisten Judengegner sind. Der Jude hat unsere Rasse verdorben, unsere Moral angefault, unsere Sitte unterhöhlt und unsere Kraft gebrochen. Ihm verdanken wir's, daß wir heute die Parias der ganzen Welt sind. Solange wir Deutsche waren, war er aussätzig unter uns. Da wir unser Deutschtum vergaßen, triumphierte er über uns und unsere Zukunft.

Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalls. Wo er Unrat und Fäulnis wittert, da taucht er aus dem Verborgenen auf und beginnt sein verbrecherisches Schächtwerk an den Völkern. Er kleidet sich in die Maske derer, die er betrügen will, tut gut Freund mit seinen Opfern, und ohne daß der Arglose es merkt, hat er ihm schon das Genick gebrochen.

Der Jude ist unschöpferisch. Er produziert nicht, er handelt nur mit Produkten. Mit Lumpen, Kleidern, Bildern, Edelsteinen, Getreide, Aktien, Kuxen, Völkern und Staaten. Und alles, womit er handelt, hat er irgendwo und irgendwann gestohlen. Solange er gegen einen Staat Sturm läuft, ist er Revolutionär, sobald er im Besitz der Macht ist, predigt er Ruhe und Ordnung, um in Gemächlichkeit seinen Raub verzehren zu können.

Was hat der Antisemitismus mit dem Sozialismus zu tun? Ich frage umgekehrt: was hat der Jude mit dem Sozialismus zu tun? Der Sozialismus ist die Lehre von der Arbeit. Wo sah man ihn denn je arbeiten und nicht vielmehr plündern, stehlen, schmarotzen und von dem Schweiß der anderen leben? Wir sind als *Sozialisten* Judengegner, weil wir im Hebräer die Inkarnation des Kapitalismus, das heißt des Mißbrauchs mit den Gütern des Volkes sehen.

Was hat der Antisemitismus mit dem Nationalismus zu tun? Ich frage umgekehrt: Was hat der Jude mit dem Nationalismus zu tun? Der Nationalismus ist die Lehre vom Blut, von der Rasse. Der Jude ist der Feind und Zersetzer einer blutsmäßigen Einheit, der bewußte Zerstörer unserer Rasse. Wir sind als *Nationalisten* Judengegner, weil wir im Hebräer den ewigen Feind unserer nationalen Ehre und unserer völkischen Freiheit sehen.

„Der Jude ist doch auch ein Mensch." Gewiß, und niemand von uns hat das je bezweifelt. Wir bezweifeln nur, daß er ein anständiger Mensch ist. Er paßt nicht zu uns. Er lebt nach anderen inneren und äußeren Gesetzen als wir. Daß er ein Mensch ist, das ist für uns nicht Grund genug, uns von ihm in der *unmenschlichsten* Weise unterdrücken und kujonieren zu lassen. Er ist ein Mensch, allerdings — aber was für einer. Wenn jemand deine Mutter mit der Peitsche mitten durchs Gesicht schlägt, sagst du dann auch: „Danke schön, er ist auch ein Mensch?" Das ist kein Mensch, das ist ein *Unmensch*. Wieviel Schlimmeres hat der Jude unserer Mutter Deutschland angetan und tut es ihr heute noch an!

„Es gibt auch weiße Juden." Gewiß, es gibt Schweinehunde genug unter uns, die, obwohl sie Deutsche sind, nach unsittlichen Methoden ihre eigenen Volks- und Blutsgenossen unterdrücken. Aber warum nennst du sie weiße *Juden*? Du verstehst also unter Judesein etwas Minderwertiges und Verachtenswertes. Genau so wie wir. Warum fragst du uns, warum wir Judengegner sind, der du, ohne es zu wissen, selbst einer bist?

„Der Antisemitismus ist unchristlich." Das heißt also, christlich ist demnach, den Juden weiter schalten und walten zu lassen, zuzuschauen, wie er aus unserer Haut Riemen schneidet, und zum Schaden noch den Spott einzustecken. Christ sein heißt: liebe deinen Nächsten wie dich

selbst! Mein Nächster ist mein Volks- und Blutsgenosse. Liebe ich ihn, dann muß ich seine Feinde hassen. Wer deutsch denkt, muß den Juden verachten. Das eine bedingt das andere.

Auch Christus sah einmal, daß man mit der Liebe nicht auskommt in allen Lebenslagen. Als er im Tempel auf die Jobber und Schieber stieß, da sagte er nicht: Kindlein, liebet einander!, sondern er nahm die Peitsche und trieb das Pack zum Tor hinaus.

Wir sind Judengegner, weil wir uns zum deutschen Volk bekennen. Der Jude ist unser aller großes Unglück.

Das soll anders werden, so wahr wir Deutsche sind.

30. Juli 1928.

Deutsche, kauft nur bei Juden!

Warum? Weil der Jude billig, aber schlecht, der Deutsche preiswert, aber gut verkauft. Weil der Jude euch begaunert, der Deutsche dagegen euch redlich und ehrlich bedient. Beim Juden könnt ihr allen Schund kaufen, beim Deutschen meist nur Spezial- und Qualitätsware.

Der Jude ist euer Blutsbruder, der Deutsche euer Volksfeind. Der Jude schuftet für euch im Schweiße seines Angesichts, der Deutsche ist ein Faulenzer und ein Tunichtgut. Der Jude stand mit euch vier Jahre lang Schulter an Schulter draußen an der Front und setzte sein Leben ein für Deutschlands Ruhm und Größe, der Deutsche drückte sich in der Etappe herum, saß in den Kriegsgesellschaften, schob in der Heimat. Der Jude starb, damit der Deutsche leben kann. Wo wäre ein Jude zu finden, der nicht all sein Hab und Gut durch Krieg und Revolution verloren hätte, und wo ein Deutscher, der nicht in dieser Zeit reich und übermütig geworden wäre? Ist es nicht so: der Deutsche hat Jesus ans Kreuz geschlagen und der Jude hat seine Lehre der Liebe erst in die Wirklichkeit umgesetzt?

Kauft vor allem nur in jüdischen Warenhäusern. Was geht euch der kleine deutsche Kaufmann an! Der soll nach Palästina gehen und da seine Ware feilbieten. Was will er bei uns in Deutschland? Dieses ewige Gejammer vom sterbenden Kleingewerbe haben wir satt. Im jüdischen Warenhaus ist es so bequem und gemütlich; billiger Schund und alles zu haben. An jeder Straßenecke steht so ein Palast, leuchtet in den dunklen Abend hinein, Christbäume funkeln

in den lichtübersäten Schaufenstern, der Weihnachtsengel schwebt herunter aus einer Wolke von Kitsch, die Kinder jubeln und klatschen in die Hände, und im Hintergrunde steht lächelnd der jüdische Menschenfreund und reibt sich die Hände von wegen dem Geschäft. Wo ist der deutsche Kaufmann, der soviel leistet an Gesinnungs- und Geschäftstüchtigkeit? Der Deutsche will auch leben? Wieso? Wie kommt er dazu? Er soll stempeln gehen wie wir alle. Warum soll es Deutsche geben, die es besser haben als wir? Ist das nicht ein Vorrecht der Juden in Deutschland? Warum haben wir denn eine Republik, wenn sie nicht dem Juden gehört?

Sechshundert kleine Existenzen gehen Weihnachten durch die jüdische Warenhauskonkurrenz allein in Berlin zugrunde! Gibt es überhaupt soviel freie Deutsche noch? Sei still, im nächsten Jahre schon werden es wieder weniger sein. In Deutschland ist nicht mehr viel aufzutreiben, was zugrunde gehen kann. So soll es auch sein. Deutschland den Juden! Dafür haben wir gekämpft und geblutet. Dafür setzen wir unseren letzten Groschen ein.

Steckt die Weihnachtsbäume an. Tochter Zion, freue dich! Bei Tietz und Wertheim ist das Christkind eingekehrt. Die guten Deutschen schmieden aus ihren sauer verdienten Groschen die Kette, die der jüdische Geldmann zu ewiger Sklaverei auf ihre geduldigen Schultern legt. Wer sollte nicht mithelfen am großen Liebeswerk der Weltjudenheit! Warum haben wir einen Nacken, wenn er nicht das Joch tragen will? Seit zehn Jahren steht Deutschland im Ausverkauf, wer wollte da nicht mittun? Fragt einer danach, ob du das Spielzeug, das du dem Kind unter den Christbaum legst, beim Juden Tietz oder beim Deutschen Müller gekauft hast? Der Jude wird durch die Groschen, die du ihm zuträgst, fett, und der Deutsche wird durch Groschen, die du ihm entziehst, mager. Was kümmert das uns? Licht soll sein an den Plätzen der Juden, Finsternis in den Gassen der Deutschen. So will es der Herr der Juden und sein Finanzminister Hilferding. Eigentum ist Diebstahl, solange es nicht dem Juden gehört. Keinen Pfennig den Fürsten, alles den Bank- und Börsen- und Warenhausschiebern!

Weihnachten ist das Fest der Liebe. Warum sollen wir da nicht auch die armen Juden lieben und fett machen? Liebet eure Feinde und tuet Gutes denen, die euch hassen! Wo war der Jude je nicht unser Feind und hätte uns nicht gehaßt und verfolgt und verleum-

det und bespuckt? Wer will so unmenschlich sein und von uns verlangen, wir sollten nach dem Gesetz verfahren, das er seit je uns gegenüber zur Anwendung bringt: Auge um Auge und Zahn um Zahn?

Das Kind, dessen Geburtstag wir so bald wieder in Freude begehen, kam in die Welt, um die Liebe zu bringen. Einmal aber mußte Christus, der Mann, einsehen lernen, daß man immer und überall mit der Liebe nicht auskommt. Als er im Tempel auf die jüdischen Börsen- und Warenschieber stieß, da ging er abseits, nahm eine Peitsche, brach hervor, ein rächender Gott, und schlug das Gesindel zum Tempel hinaus.

Deutsche, kauft nur bei Juden! Laßt den Volksgenossen verhungern und geht in die jüdischen Warenhäuser, vor allem zur Weihnachtszeit. Je größer das Unrecht wird, das ihr dem eigenen Volk antut, um so eher kommt der Tag, da auch unter uns ein Mann aufsteht, die Peitsche nimmt und alle Schieber zum Tempel unseres Vaterlandes hinausschlägt.

10. Dezember 1928.

Der Weltfeind

„Dreihundert Männer leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents, von denen jeder jeden kennt. Sie suchen sich ihre Nachfolger aus ihrem Kreise."

So schrieb am 25. Dezember 1909 schon in der Wiener „Neuen Freien Presse" einer dieser Dreihundert, der es also wissen mußte, der Großkapitalist, Republikminister, Bolschewistenfreund und internationale Jude Walter Rathenau, bei dessen Tod in Deutschland Hunderttausende von marxistischen Proletariern gegen den Kapitalismus und gegen die Reaktion, für den Sozialismus und für Rathenau demonstrierten.

Die internationale Welthochfinanz hat Besitz ergriffen von den Souveränitätsrechten des deutschen Volkes und ist nun im Begriff, sich in unseren ehemaligen Machtbereichen wohnlich einzurichten. Getreu dem uralten Gesetz der jüdischen Rasse „Du sollst alle Völker fressen" hat sie bei uns damit angefangen, hat durch Krieg und Revolution die Widerstandskraft unseres Volkstums bis ins Mark erschüttert und sich dann daran gemacht, uns die lebenswich-

tigsten Organe Stück um Stück aus dem Staatskörper herauszuschneiden.

Sie besitzt nun unsere Münze und das Verfügungsrecht über den weitaus größten Teil der deutschen Produktion, unsere Verkehrseinheit und auf Grund ihrer militärischen und diplomatischen Machtmittel die Souveränität der deutschen Grenzen. Die Presse ist fast ausnahmslos in ihren Händen: damit macht sie die öffentliche Meinung, die Parlament und Regierung gestaltet. Mit Hilfe deutscher Regierer hat sie über unser Volk einen Fronvogt gesetzt, den heimlichen Kaiser Parker Gilbert. Der kontrolliert den Kolonialetat und hat Einspruchsrecht bei Einnahmen und Ausgaben; Parlament und Kabinett sind bedingungslos in seine Hand gegeben, und die Knechtsseligkeit der seit dem 9. November 1918 in Deutschland eingeführten Demokratie ist Garant für die Dauer dieses jammervollen Zustandes.

Die marxistischen Parteien sind nur noch willige Werkzeuge in den Händen dieser Freibeuter des Geldes. Mit ihrer Hilfe war es der Weltbörse möglich, das deutsche Volk seines Besitzes zu enteignen. Man nahm ihm in einem welterschütternden militärischen Ringen zwei Millionen seiner besten Söhne; aus deren Blut münzte die Wallstreet Goldbarren, mit denen sie uns heute tributpflichtig macht. Man stahl ihm in der sogenannten Inflation seinen baren Besitz und gab ihm statt dessen eine neue Währung, eine Münze, die nicht mehr uns gehört, sondern unseren Unterdrückern. Nun hat der Weltfeind die lebenswichtigsten Organe unseres Volkskörpers in seiner Hand.

Auf dem Asphalt der modernen Großstädte errichtet der Weltjude die imperialistische Diktatur des roten Goldes; ihre Säulen sind Presse, Arbeiterbewegung, Parlament und Feigheit der bürgerlichen Parteien. Jeder Tag, den wir in Jammer und Sorge hinter uns bringen, ist eine Etappe im Siegesmarsch des Goldes gegen das Blut. Die Dinge vollziehen sich heute bereits zwangsläufig, und man kann mit mathematischer Genauigkeit ausrechnen, wann uns das letzte Deutschtum auf den Gebieten der Politik, der Wirtschaft und der Kultur verlorengehen wird und wir vor dem Ende stehen.

So ist die Lage! Und während wir uns die Köpfe zerspalten und weltfernen Phantomen nachjagen, rüstet das Geld zum letzten Vernichtungsschlag gegen deutsches Arbeitertum, und es kann heute be-

reits keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir bei gleichmäßig fortschreitender Zermürbung des deutschen Widerstandswillens unter dieser Katastrophe, die näher ist, als wir alle glauben wollen, zusammenbrechen werden.

Die großen Parteien nationaler und internationaler Prägung haben längst schon offen oder verhüllt vor dem Machthunger des Weltfeindes ihre schmähliche Kapitulation vollzogen. Sie wirken am Zusammenbruch mit oder leisten ihm doch durch Feigheit und Mangel an Widerstandswillen bewußt und unbewußt Vorschub. Während man in den Parlamenten redet und debattiert und kaum noch ein und aus weiß, marschiert das Geld zielsicher und unbeirrt auf seinem Eroberungsfeldzug gegen die deutsche Arbeit vorwärts, und eines Tages stehen wir wieder wie 1914 und 1918 ungerüstet vor vollendeten Tatsachen, die dann jedoch grausamer und unabänderlicher sein werden als damals, da dieses weltgeschichtliche Ringen erst begann.

Ist es da vermessen, wenn wir das Signal zum Widerstand geben? Haben wir Deutschen verdient, daß man uns Sklavenketten schmiedet aus dem Gold, das man aus unserem Schweiß und dem Blut unserer Brüder prägte?

Die Fürsten des Geldes stehen bereit zum letzten Schlag. Sie haben unserem Volk den Glauben und den Willen geraubt, haben uns geschändet und entehrt und wollen uns nun den Absatz in den Nacken treten. Dagegen nutzt kein Reden und kein Beten; nur Widerstand, Kampf, Angriff! Nicht Gott hilft. Wir müssen uns selbst helfen.

Unser Leben ist in Gefahr. Das deutsche Volk befindet sich in einem Dauerzustand der Notwehr. Da ist jedes Mittel recht, den Feind zur Strecke zu bringen.

Wir sind bereit, das letzte anzuwenden. Wenn wir Deutschland vom Wahn des Goldes frei machen, dann vollbringen wir damit die größte Tat der Weltgeschichte. Blut gegen Gold! Arbeit gegen Geld! Fäuste gegen Paragraphen! Leben gegen tote Formel!

Dafür marschieren wir auf!

19. März 1928.

Menschen, seid menschlich!

Drei deutsche Proleten, Frontkämpfer, gehen abends nach der Arbeit müde heim. Der Weg führt sie von den lieblos leeren Steinwüsten des Ostens über den in tausenderlei Licht und Glanz erstrahlenden Kurfürstendamm. Schwer und grau breitet sich darüber der Abendhimmel, und ihr Schritt geht gleichmäßig und hart über den blanken Asphalt. Verbittert schauen sie in all die Pracht. Juden flanieren herauf und herunter, blonde deutsche Mädchen im Arm. Und als einer der Proleten mit seiner Schulter einen runden, feisten, in Lack und Wohlgeruch einhertänzelnden Sohn des Wüstenvolks zufällig berührt, da haucht ihn der an, als sei er Herr dieser Stadt und der andere, der Prolet, sein Knecht und Sklave. Was ihm einfiele, ob er nicht wüßte, daß er in seinem Habitus hier nur geduldet sei, warum er nicht draußen im Osten bliebe, und wieso er überhaupt dazu komme, den Glanz und die Pracht des Westens allein durch seine Existenz zu stören. Darauf nimmt der Prolet seine Handschrift zur Hand und drückt dem Hebräer seine Visitenkarte in gar nicht mehr mißzuverstehender Weise in die Visage hinein.

Das ist die Vorgeschichte.

Und nun erlebst du was. Auflauf. Beteuerungen, Anklagen, Schupo, Schupo! Der Grüne ist in Bruchteilen von Sekunden zur Stelle. Verhaftung unter dem Beifall der Menge. Zweifelhafte Damen schreien, man verderbe ihnen das ganze Geschäft. Kunden grinsen. Der Prolet wird abgeführt. Landfriedensbruch. Ein Jahr Gefängnis. Harmlose Passanten niederzuschlagen, unglaubliche Terrorakte, Pogrom in Berlin W, Protestversammlungen, Lebensläufe des so schwer Mißhandelten und Photographien seines stillen Heldentums.

Und dann der Aufruf des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens". Alle Prominenten und alle Anwärter auf die Prominenz geben ihre Unterschrift mit Handkuß. Flammend brennt es von allen Plakatsäulen:

Menschen, seid menschlich!

Wenn man auf dem Kurfürstendamm einem Hebräer eine verdiente Ohrfeige haut, dann ist das in Nowawes schon ein Pogrom. Sieht der Jude, daß es Ernst wird, dann geht er augenblicklich von einer Tour in die andere, und nützt alles nichts mehr, dann sollen wir Menschen, das heißt wir ausgeplünderten Deutschen, menschlich sein.

Menschen, seid menschlich! Wir nehmen den Ruf auf. Seid menschlich und schaut nicht länger untätig zu, wie eine Horde von asiatischen Freibeutern über ein wehrlos gemachtes Volk herfällt, es auspfändet bis aufs Hemd und dann hohnlächelnd ihre Spucke auf die Betrogenen abladet! Seid menschlich und duldet es nicht länger, daß eure Peiniger mitten unter euch ihre Paläste aufbauen, während ihr in Löchern und Höhlen haust. Millionen von Kriegskrüppeln, Witwen und Waisen darben, frieren und hungern, und kein Mensch redet von ihnen. Den kleinen Leuten hat man ihre Spargroschen aus der Tasche gestohlen und überläßt sie nun kaltlächelnd dem heimlich schleichenden Ruin. Deutsche Arbeiter finden keine Arbeit in ihrem eigenen Lande. Man bietet ihnen Bettelgroschen, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel sind. Und wird man ihrer überdrüssig, dann steuert man sie aus und tut so, als existierten sie nicht mehr. Ihre Kinder verkommen und verelenden; sie haben kein Hemd mehr auf dem Leibe. Die Mutter muß sie weinend ohne Brot morgens in die Schule schicken, und mittags weiß sie noch viel weniger, wie sie die hungrigen Mäuler stopfen soll. Aus herrlichen blonden Jungens werden unterernährte, schwindsüchtige Krüppel, und über ihrem ferneren Leben stehen Krankheit, Siechtum, Elend, Hunger und Verbrechen als Leitsterne. Deutsche Mädchen werden auf die Bahn des Lasters förmlich gezwungen, und der Jude nimmt lächelnd die billige Beute. Kinder schreien um Brot. Väter grollen in dumpfer Verzweiflung, und Mütter haben das Weinen längst verlernt. Unterdes tanzt der Übermut auf dem gärenden Vulkan, und es wird einmal ein grauenvolles Ende werden.

Menschen, seid menschlich! Blast die Lichter des tanzenden Glücks aus und gesteht es euch, daß es so nicht mehr weitergehen kann. Ein ganzes Volk liegt im Sterben. Macht die Augen auf und erkennt, wie nah ihr am Abgrund steht! Euch hilft kein Gott und kein Teufel, wenn ihr euch nicht selbst helft.

Michel, wach auf! Dein Feind leert dir grinsend die Taschen. Nicht lang mehr, und du stehst vor dem Nichts. Wach auf und gib acht, daß du nicht mit dem aneinandergerätst, der es gut mit dir meint. Verprügle nicht den, der dich geweckt hat!

Es ist Zeit! Es ist Zeit!

Notzeichen stehen am Himmel!

Du hast lange genug geschlafen.

Dein Vernichter weiß, was sein wird, wenn du einmal aufwachst.
Darum ruft er im Vorgefühl seiner abgrundtiefen Schuld:
Menschen, seid menschlich!
Ihr alle, die man belogen und betrogen hat:
Wir rufen euch zu:
Deutsche, seid deutsch!

28. November 1927.

Rund um die Gedächtniskirche

Das ist Berlin W:

Tausend und tausend Transparente speien eine Fülle von Licht in den grauen Abend hinein, daß der Kurfürstendamm hell liegt, fast wie bei Tage. Straßenbahnen klingeln, Autobusse rasseln hupend vorbei, vollgepfropft mit Menschen, Menschen; in langen Reihen summen Taxen und vornehme Privatlimousinen über den spiegelglatten Asphalt. Die roten, gelben und grünen Signallichter hemmen und öffnen die Weiterfahrt; mitten in all dem Gewühl steht hochaufgerichtet der Grüne und gibt für die schwarzen Menschenmauern an den Straßenrändern den halsbrecherischen Übergang von einer Seite zur anderen frei. Ein Gequieke und Gequake schlägt ans Ohr, daß der Ungewohnte jeden Augenblick Gefahr läuft, die ruhige Besinnung zu verlieren. Vor den großen Kinos leuchten grellrot die neuesten Schlager der Saison: „Vom Leben getötet", „Das Mädchen vom Tauentzien", „Nur eine Nacht". Duft von schweren Parfüms fliegt vorbei. Kokotten lächeln aus den kunstvollen Pastellgemälden moderner Frauengesichter; sogenannte Männer schlendern auf und ab, Monokel blitzen; falsche und echte Edelsteine leuchten auf. Alle Sprachen der Welt dringen ans Ohr; da geht der gelbe Inder schweigend neben dem gesprächigen Sachsen; ein Engländer bahnt sich fluchend mit den Ellenbogen seinen Weg durch das Gewühl, und all den Lärm übertönend, brüllt ein verfrorener Zeitungshändler die eben aus der Rotation gekommene Journaille des Abends aus.

Mitten in diesem Trubel der Weltstadt reckt die Gedächtniskirche ihre schlanken Spitzen in den grauen Abend hinein. Sie ist fremd in diesem lauten Leben. Wie ein stehengebliebener Anachronismus trauert sie zwischen den Cafés und Kabaretts, läßt die summenden

Autos um ihren Steinleib gleiten und gibt zur Sünde der Fäulnis gelassen und zage die Stunde an.

Es gehen viele Menschen um sie herum, die vielleicht noch nie zu ihren Türmen hinaufschauten. Da flankiert der Snob in Pelzmantel und Lack, die Dame von Welt, von Fuß bis Kopf Garçonne, mit Monokel und qualmender Zigarette, stöckelt an ihren Gehsteigen vorüber und verschwindet in einer der tausend Stätten von Rausch und Gift, die hier ihre schreienden Lichter lockend in den abendlichen Tag hineinsenden.

Das ist Berlin W! Das steingewordene Herz dieser Stadt. Hier hockt in den Nischen und Ecken der Cafés, in den Kabaretts und Bars, in den Sowjettheatern und Beletagen die Geistigkeit der Asphaltdemokratie aufeinander. Hier, hier wird die Politik von sechzig Millionen fleißiger deutscher Menschen gemacht. Hier gibt und holt man die neusten Börsen- und Theatertips. Hier schiebt man in Politik, Bildern, Kuxen, Aktien, Liebe, Film, Theater, Regierung und Wohlfahrt. Die Gedächtniskirche steht nie einsam. Vom Tage taucht sie ohne Übergang in die Nacht, und die Nacht wird zum Tag, ohne daß einen Augenblick um sie die große Stille kam.

Die ewige Wiederholung von Fäulnis und Zersetzung, von Mangel an Genialität und wahrer Schöpferkraft, von innerer Leere und Trostlosigkeit, überfirnißt mit dem Talmiglanz eines zur widerlichsten Scheinkultur herabgesunkenen Zeitgeistes: das ist es, was rund um die Gedächtniskirche sein Wesen und Unwesen treibt. Man möchte hier so gerne wahrhaben, es sei die Elite des Volkes, die auf dem Tauentzien dem lieben Gott den Tag und die Nacht stiehlt. Es ist nur die Israelite.

Hier ist das deutsche Volk fremd und überflüssig. Man fällt beinahe auf, wenn man in der Sprache des Landes spricht. Paneuropa, Internationale, Jazz, Frankreich und Piscator, das ist die Parole.

„Die Freundin, alte Nummer, nur zehn Pfennig!" schreit ein findiger Händler. Es kommt nicht einer von den Vorübergehenden auf den Gedanken, daß das fehl am Ort sei. Es ist gar nicht fehl am Ort. Dieser Mann kennt das Milieu.

Berlin W ist die Eiterbeule an dieser Riesenstadt des Fleißes und der Betriebsamkeit. Was die im Norden erarbeiten, das verjubeln die im Westen. Vier Millionen schaffen in dieser Steinwüste Leben

und Brot, und darüber sitzen hunderttausend Drohnen, die ihren Fleiß verprassen und in Sünde, Laster und Fäulnis umsetzen.

Der Kurfürstendamm schreit lautheulend auf, wenn man einem dieser Blutsauger einmal auf die Hühneraugen tritt; dann ist die Menschheit in Gefahr. Einen kann man dort nicht leiden sehen — wenn er vom Metier ist. Und lachend trägt man ein ganzes Volk zu Grabe.

Das ist nicht das wahre Berlin. Das sitzt anderswo und wartet und hofft und kämpft. Es beginnt, den Judas zu erkennen, der unser Volk für dreißig Silberlinge verkauft und verhandelt.

Das andere Berlin steht auf der Lauer, zum Sprung bereit. Tage und Nächte hindurch arbeiten einige Tausend, daß einmal ein Tag kommt. Und dieser Tag wird die Stätte der Fäulnis rund um die Gedächtniskirche zertrümmern, umgestalten und dann neu eingliedern in ein auferstehendes Volk.

Der Tag des Gerichts! Es wird der Tag der Freiheit sein!

23. Januar 1928.

Verlagsanzeigen

Weitere Werke Dr. Joseph Goebbels'

Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei

Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern

In Tagebuchaufzeichnungen hat Dr. Goebbels eine politisch-kritische Darstellung der Entwicklung der Bewegung vom 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933 gegeben. In diese Zeit fallen die entscheidenden Phasen der Machtergreifung. Als engster Vertrauter und Mitarbeiter des Führers war er Zeuge aller großen Ereignisse und Entscheidungen.

Umfang 310 Seiten / Leinen RM. 4.50

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Das erwachende Berlin

Ein Zeitdokument vom Kampf um die Reichshauptstadt

Mit über 600 Bildern

Ganzleinen RM. 10.—

Kampf um Berlin

Ein Markstein in der Geschichte der Bewegung

Umfang 300 Seiten

Leinen RM. 4.50

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Signale der neuen Zeit

Grundlegende Reden des Reichsministers
für Volksaufklärung und Propaganda

Umfang 342 Seiten

Leinen RM. 4.50

Michael

Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern

Umfang 160 Seiten

Leinen RM. 2.85

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München